IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil
ISSN: 1869-6880

IZPP 9. Ausgabe 2/2013 „Mensch und Tier“
Erscheinungsdatum 15. Dezember 2013

Inhaltsverzeichnis

IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Editorial zum Themenschwerpunkt „Mensch und Tier": Tiergeschichten

Obwohl sich Tierschutzvorschriften bereits in der Bibel und tierethische Argumente in Vegetarismus und Tiervernunftsdiskussionen bei den antiken Philosophen finden, kann von dem Entstehen einer eigenständigen Tierethik – als Reflexion der dem menschlichen Handeln am Tier zugrundeliegenden moralischen Prinzipien und Normen – erst in der Neuzeit gesprochen werden (vgl. Düwell u. a. S. 282). Dabei durchlief die Geschichte der Tierethik vom 17. Jahrhundert an – bezugnehmend insbesondere auf Kant im europäischen und Bentham im anglo- bzw. später anglo-amerikanischen Raum – unterschiedliche Strömungen, die sich grob in die drei Formen eines „sittlich vertretbaren Umgangs des Menschen mit Tieren" unterscheiden lassen: die „anthropozentrische", die „pathozentrische" und die „biozentrische" Einstellung (Precht/Burkhard 1999, S. 598).

Für die Vertreter der klassischen Anthropozentrik gilt im Gefolge Kants der grausame Umgang mit Tieren für eine Verletzung der Pflicht des Menschen gegenüber sich selbst. Diese Einstellung macht natürlich nur Sinn, wenn wir auf etwas verweisen, das wir möglicherweise zwar nicht mit den Tieren, doch aber mit allen menschlichen Wesen teilen, nämlich Vernunft. Von soziologischer Seite kann Niklas Luhmann die Grundlage dieser Position allerdings leicht in Schwierigkeiten bringen, wenn er fragt, wo denn diese Vernunft sei, und vor allem, wer sie habe. Nicht ganz so leicht machen es uns da die Vertreter der Pathozentristik, wie etwa Peter Singer, die nicht von der Vernunft, sondern im weitesten Sinn vom Gefühl ausgehen. Im Anschluss an Benthams These gehen solche utilitaristischen Positionen vom Einbezug auch der Tiere aufgrund ihrer Leidensfähigkeit in Interessenabwägungen aus. Das Problem dieser Positionen liegt allerdings darin, dass die empirischen Kriterien für tierisches Leid nicht weniger umstritten sind, als die ursprünglichen praktischen Fragen. Singer will uns letztlich davon überzeugen, dass wir von unseren zufällig historisch entstanden Vorurteilen, – etwa dass es ethisch verwerflich sei, Artgenossen zu verzehren – ablassen sollten, zugunsten eines objektiven „empirischen" Kriteriums der Bewertung von Handlungen. Die Frage ist, ob das für unseren Umgang mit Tieren und darüber hinaus für unseren Umgang mit uns selbst wirklich nützlich wäre.

Biozentrische Positionen letztlich versuchen diesen methodischen Schwierigkeiten zu entgehen, und stellen stattdessen im Sinne Albert Schweitzers die Forderung der Gesinnung einer „Ehrfurcht vor dem Leben". Ob diese Forderung im Hinblick auf die Veränderung unseres Umgangs mit Tieren jemals sonderlich überzeugend gewirkt hat, sei dahingestellt.

Wie dem auch sei. Sozialgeschichtlich – auf den anglo-europäischen Kontinent hin gesehen – erweisen sich die Gründe für eine solche Reflexion unseres Umgangs mit Tieren weniger als Gründe, die aus angestrengtem und tiefem Nachdenken folgen, denn vielmehr als Folgen einer erweiterten Loyalität gegenüber Tieren. Denn sozialgeschichtlich bedeutsam u. a. für die Gefühlsstruktur des städtischen Bürgertums „sind die zunehmende Verdrängung der Hausschlachtung aus der Öffentlichkeit sowie die feudale und bürgerliche Haltung von Haustieren als Statussymbole oder Schosstiere" (Düwell u. a. 2001, S. 282).

Möglicherweise könnte es uns also bei unserem Umgang mit Tieren weiterbringen, nicht länger von einer Beziehung zwischen Mensch und Tier, Vernunft und Unvernunft usw. zu sprechen, sondern von Loyalitätsbe-

ziehungen, die so weit reichen, wie das eigene Geld und die eigene Muße reicht. Es erscheint uns gegenwärtig ethisch oder wie auch immer durchaus geboten, beispielsweise „Max“ den Boxerrüden zu einem ‚von uns‘ zu zählen. Ganz einfach, weil wir von solchen Tieren eine Geschichte erzählen können, die etwa so beginnt: „Als Oma starb, war ‚Max‘ noch ein Welpe…“ Oder: „Als Tom seine Therapie mit ‚Sunny‘ begann, sah ich unser Kind zum ersten Mal nach dem Unfall wieder lachen …“. Von den meisten Masthühnern können wir solche Geschichten nicht erzählen. Und es bleibt wohl den Tierschützern überlassen, die unter Androhung von Hausfriedensbruch heimlich aus Zuchtfabriken berichten, uns dazu zu bringen, dass ein Masthuhn unserem „Max“ oder unserer „Sunny“ weitaus ähnlicher ist, als wir bisher angenommen haben.

Mit der vorliegenden Ausgabe „Mensch und Tier“ der IZPP haben wir uns entsprechend wieder ein Thema gestellt, das im strengen wissenschaftlichen Sinn keiner methodischen Lösung zugeführt werden kann. Vielmehr war es unser Anliegen, das Gespräch über Mensch und Tier mit Hilfe der hier versammelten Beiträge in Gang zu halten. Entsprechend hoffen wir, dass es uns auch in dieser Ausgabe gelungen ist, unseren Lesern eine Auswahl an Beiträgen zu präsentieren, die zum Nachdenken, Weiterdenken und vielleicht zu einer tieferen Auseinandersetzung mit der Thematik anregt.

Allerdings sieht sich die IZPP inhaltlich nicht nur ihren jeweiligen Schwerpunkten verpflichtet. Vielmehr freuen wir uns sogar ausdrücklich, wenn uns auch Beiträge zu anderen Themen aus der interdisziplinären Zusammenarbeit von philosophischen, medizinischen, psychologischen und benachbarten Disziplinen erreichen. In der vorliegenden Ausgabe widmen sich die beiden Beiträge von Liebherr et al. und Jäger et al. kooperativ der Dimensionalität von Informationsvermittlung. Im ersten Beitrag werden im Sinne einer theoretischen Auseinandersetzung die Bedingungen kommunikativen Handelns ausgelotet, wobei einer differenzierten Bewertung von Gedächtnisfunktionen besondere Aufmerksamkeit zukommt. Die Autoren betonen die Bedeutung einer Unterscheidung von deklarativen und prozeduralen Gedächtnisfunktionen. Ohne explizite Erwähnung wird deutlich, von welcher Bedeutung diese Unterscheidung für das Bild vom Menschen und damit auch für philosophische Fragestellungen ist – und nicht zuletzt im Sinne unseres Schwerpunktheftes auch für die Unterscheidung von Mensch und Tier. Zwar beschäftigen sich Liebherr et al. damit thematisch nicht näher, vielmehr werden diese Funktionen vor dem Hintergrund unserer Kommunikation beleuchtet. Angesichts unseres Themenschwerpunktes sei doch daran erinnert, dass sich der Mensch wohl gerade hinsichtlich der Ausdehnung der Funktionen des deklarativen Gedächtnisses im Laufe der Evolution allmählich von den „anderen Tieren“ abhebt: Dieses Erinnern erlaubt ihm die Wahrnehmung seiner gelebten Zeit, so dass er sein Leben in diese Zeit hinein entwerfen kann (und muss). Daher liegen hier die quasi evolutionären Ursprünge menschlicher Angst, Trauer und Schuld wie auch menschlicher Hoffnung, menschlichen Glücks und menschlichen Wirkens begründet. So streift dieser Beitrag ohne es dezidiert zu wollen in der fundierten Beschäftigung gerade mit den Grundlagen menschlicher Kommunikation durchaus wichtige Aspekte des diesmaligen Schwerpunktthemas. Im „Teil II“ übertragen Jäger et al. das Thema dann konkret auf die Tätigkeit im Gesundheitswesen und die Wirksamkeit medizinischen Handelns angesichts der kommunikativen Basis der Beziehung zwischen Behandler und Patient. Einmal mehr wird darin deutlich wird, wie konkret sich theoretische Abwägungen in einer alltäglichen Anwendung niederschlagen können.

Wir wünschen unseren Leserinnen und Lesern viel Spaß bei der Lektüre der vorliegenden Ausgabe und wünschen erholsame und besinnliche Feiertage.

Wolfgang Eirund und Joachim Heil
Mainz und Bad Schwalbach Dezember 2013

Literaturverzeichnis

Düweel, Marcus; Hübenthal, Christoph; Werner, Micha. H. (Hg.): *Handbuch Ethik*. Stuttgart/Weimar. Metzler, 2002

Höffe, Otfried (Hg.): *Lexikon der Ethik*. München, Beck, 2008

Prechtl, Peter u. Burkhard, Franz Peter (Hg.): *Metzler Philosophie Lexikon*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 1999

Singer, Peter: *Praktische Ethik*. Stuttgart: Reclam: 1994

IZPP^Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Die Beziehung des Menschen zum Tier – Worauf basiert die Ethik?
Jan Hrudka

Zusammenfassung
Das Verhalten des Menschen gegenüber den Tieren stellt ein wesentliches ethisches Problem dar, vor allem was die Qual und den Tod der Zuchttiere betrifft. Gegenstand dieses Beitrags ist es, den ethisch verbindlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier zu untersuchen. Außerdem wird die Frage gestellt, worauf die allgemeine Ethik basieren kann. Es werden die wichtigsten Strömungen der Ethik in der menschlichen Geschichte zusammengefasst und eine kurze Geschichte der Beziehung des Menschen zum Tier vorgestellt. Der Text befasst sich mit dem Buch *Animal Liberation (1990)*von Peter Singer sowie mit seinem Konzept des *Speziesismus,* es soll bewiesen werden, dass es in seinem Anspruch auf die Gleichheit aller Lebewesen einen Widerspruch gibt. Abschließend wird die Idee behandelt, dass ein humanes Umgehen mit Tieren im Sinne der Ethik der Tugenden als ein Handeln verstanden werden kann, das den Menschen *vermenschlicht*. Zum Thema gehört auch die Frage, ob es ein allgemein verbindliches Moralgesetz der Menschlichkeit gibt.

Schlüsselwörter
Ethik, Mensch und Tier, Speziesismus, Determinismus, Tugend, Menschlichkeit

Abstract
Human approach to animals represents a fundamental ethical issue, especially in the subject of suffering and death of livestock. The aim of this essay is to inquire the distinction between men and animals, and to ascertain what the Ethics may be based on. The most important ethical trends are reviewed and a brief history review of human relations to animals is included. The text reflects the Book *Animal Liberation* (1990) by Peter Singer and his idea of speciesism, to point out the contradiction in his demand on equality of all living creatures. On the other hand, human treatment of animals may be considered in the light of the virtue ethics as humanizing or dehumanizing acts. The question of existence of a universally binding moral law cannot be spared.

Keywords
Ethics, man and animal, speciesism, determinism, virtue, humanity

1 Einleitung

Vom ethischen Standpunkt aus gesehen, wenn man das menschliche Leben und die menschlichen Sitten „von oben“ und „in Gänze“ beurteilt, stellt das Verhalten des Menschen gegenüber den Tieren, neben den zwischenmenschlichen Beziehungen, eines der größten Probleme dar. Bei manchen Menschen, die in Kontakt mit leidenden Tieren kommen, erweckt die Qual der Tiere in der Landwirtschaft, bei der Jagd, im Zirkus oder der Versuchstiere, um die es uns hauptsächlich geht, Erschrecken, Mitleid und Ekel. Wir versuchen, dieses Problem jedoch rational zu lösen. In erster Reihe handelt es sich um ein ethisches Problem, es geht darum,

was wir dürfen, was wir nicht dürfen, welches Verhalten des Menschen gegenüber den Tieren gut, neutral und schlecht ist. Um dieses Problem kompetent lösen zu können, brauchen wir eine Abklärung, wer ein Mensch ist und was bzw. wer ein Tier ist. Darüber hinaus geht es um die Frage, worauf moralische Regeln an sich basieren.

2 Die wichtigsten ethische Strömungen

Zuerst unternehmen wir einen kurzen geschichtlichen Überblick über die wichtigsten ethischen Strömungen. Als erstes kann man die traditionelle, heutzutage teilweise vergessene Aristotelische Ethik erwähnen. Dieser Ethik nach strebe jedes Wesen von Natur aus nach einem ihm eigentümlichen Gut, in dem es seine Vollendung finde. Das menschliche Gute sei die Tätigkeit der Seele gemäß der Vernunft – in ihr finde der Mensch die *Eudämonie*, Glückseligkeit, die von den äußeren Umständen unabhängig sei. Was die menschliche Seele frei macht, was die Unabhängigkeit im sittlichen Sinne erhöht, heißt Tugend. Diese Tugend befreit und befähigt den Menschen, sie *vermenschlicht* ihn.

Als nächstes zu nennen wäre die heute sehr verbreitete so genannte empiristische oder deterministische Philosophie. Diese sieht menschliches Handeln als ein Resultant der angeborenen Vorherbestimmungen und der Antworten auf äußere Anregungen an. Beides lässt sich beschreiben und theoretisch auch vorhersagen. Die obengenannte Denkensweise verweigert jedoch dem menschlichen Individuum die Willensfreiheit, die unabhängig von den angeborenen und erworbenen Determinanten über das menschliche Handeln entscheiden kann. Deswegen ist es lediglich eine bloße subjektive Erscheinung, dass wir alleine die Quelle von unserem Handeln sind. „In Wirklichkeit“ (laut Deterministen) sei unser Handeln durch neurobiologische Mechanismen festgelegt, die genetisch und umweltgemäß gesteuert werden – auch die Antwort auf Umweltreize sei genetisch bedingt[1].

Es ist jedoch höchst problematisch, dass die Willensfreiheit eine absolute Voraussetzung aller Ethik ist, denn ohne die Willensfreiheit kann man weder gut noch schlecht handeln, wie auch die klassische Philosophie das Tierverhalten interpretiert. Wir schreiben dem Tierverhalten üblicherweise keinen Moralwert zu. Damit würde das natürliche Verständnis von Schuld, Strafe, Wohltat, Hass oder Verbrechen völlig disqualifiziert. Eine folgerichtige Anwendung von Determinismus, trotz oberflächlichen Scheins der Wahrheit, ist für Menschengebrauch ganz nutzlos. Dieses wurde auch von David Hume bemerkt. Hume hat die menschliche Moralität sehr pragmatisch definiert, und zwar als eine Handlungsweise, die dem allgemeinen Nutzen hilft (Hume 2007, S. 28). Er gründete damit die so gennante utilitaristische Ethik, die heutzutage in den westlichen Ländern sehr verbreitet und akzeptiert ist. Das Leben ist für alle angenehmer, wenn alle laut irgendwelchen moralischen Regeln handeln.

Der Utilitarismus ist aus zwei Gründen problematisch, erstens geht er vom Determinismus aus, auf dem sich ohne Willensfreiheit keine Ethik gründen lässt; zweitens ist es nicht klar, was dieser Nutzen ist, den man als allgemeinen Nutzen bezeichnen kann. Jeremy Bentham (1948) schrieb, dass zwei souveräne Herren über den Menschen herrschen – Schmerz und Wohl. Auch wenn wir akzeptieren, dass den meisten Menschen weitgehend ähnliche Sachen Leid und Wohl tun, beim kritischen Zweifeln lässt sich nicht ausschließen, dass den Moralwert der menschlichen Taten ein anderes Prinzip führt. Es ist doch nicht erfahrungsgemäß, dass lediglich Leid und Wohl eine außerordentliche Rolle in Moral spielen.

„Handle so, dass der freie Gebrauch deiner Willkür mit der Freiheit von jedermann nach einem allgemeinem Gesetz zusammenbestehen könne“ – der berühmte kategorische Imperativ von Kant scheint besser zu sein,

was eigentlich eine schwierige Lebensweise zeigt. Der Imperativ versagt in den Situationen, in denen die Menschen verschiedene soziale Rollen spielen – es sei zwar richtig, wenn ein Polizist eine Strafe fordert, auch wenn er selbst als Bürger die Strafe nicht zahlen wollen würde. Es ist problematisch, dass der Imperativ für sinnliche Erfahrung nicht zugänglich sei und dass deterministisch betrachtete Realität ihn nicht gründen könne, obwohl er die Welt artifiziell angenehm mache.

Oberflächlich betrachtet scheint die Willensfreiheit von Determinismus objektiv, kompetent und richtig ausgeschlossen zu sein, Ethik sei grundsätzlich unmöglich und Utilitarismus sei lediglich ein zweckmäßiges Hilfsmittel, damit wir die Dschungel dieser Welt überhaupt bewohnen können – die Welt und auch wir selbst sollen durch blinde und ziellose Evolution entstehen, es gibt weder Liebe noch Wahrheit, Sinn oder Moral. Es ist jedoch nötig, auch den Determinismus selbst kritisch zu untersuchen.

3 Die Grenzen des Determinismus

Deterministische Auswege seien von empirischen, hauptsächlich naturwissenschaftlichen Entdeckungen unterstützt[2]. Die Naturwissenschaft ist jedoch mit ihrer Methode nur auf einen bestimmten Abschnitt der menschlichen Realität begrenzt. Die Realität in Gänze stellt jedoch ein Objekt der Philosophie dar. Wissen über das Allgemeine ist für den Apparat der partikulären Wissenschaften nicht zu ergreifen und nicht auf sinnliche Erfahrung begrenzt. Naturwissenschaft kann daher nicht über das Ganze entscheiden. Nebenbei, die empirische Lehre von John Locke (2004, S. 43 und S. 202) verneint dogmatisch überhaupt jegliches Allgemeine, weil wir mit unseren Sinnen nur einzelne Dinge wahrnehmen – diese Locke’ sche Regel ist aber überhaupt nicht mit unseren Sinnen wahrzunehmen![3]

Versuchen wir einmal den Determinismus in die Gänze der menschlichen Realität zu setzen. Wenn wir diesen Determinismus ernst nehmen, werden wir sehen, dass ein Determinist seine Ansicht nicht tatsächlich kennen gelernt hat und sich dafür nicht freiwillig entschieden hat, sondern zur Vertretung der deterministischen Meinung durch Gene und Umwelt determiniert war, – ähnlich wie ein Abergläubiger durch seine Natur und Erziehung in einer abergläubligen Familie zum Aberglauben bestimmt sei. Den Grund einer Ethik muss man daher woanders suchen.

Der Empirismus und Kant’sches Aussondern aller Metaphysik aus der Wissenschaft, neuzeitlicher Determinismus und die daraus folgende Hegelsche Auffassung der Geschichte als ständige Entwicklung ohne die festen Gegebenheiten und Werte bilden einen Grund für die späteren Denkweisen, wie biologische Evolutionstheorien, Sozialdarwinismus, Soziobiologie oder die Theorie des egoistischen Genes von Richard Dawkins. Laut Soziobiologie gibt es keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Mensch und Tier. Aristotelische Menschdefinition (vernünftiges Tier) oder Descartes’sche Auffassung des Menschen als Maschine mit vernünftiger Seele und dem Tier als einer mechanischen Maschine scheint, in der soziobiologischen Ansicht, ein anachronischer arroganter Antropozentrismus zu sein.

Für die Ethik ist es jedoch problematisch – falls Menschen und Tiere Produkte einer zufälligen ziellosen Evolution wären – wären Altruismus, Liebe oder Bildung der dauerhaften Werte nur Vertretungstätigkeiten, die mit der Reproduktion zusammenhängen[4]. O. E. Wilson, der Vater der Soziobiologie, sagte: „Ethik, soweit ich sie verstehe, ist eine Illusion, die uns unsere Gene zuschanzte, um uns zum Zusammenarbeiten zu zwingen.“ Aus dieser Sicht braucht man auf die Tiere keine Rücksicht nehmen, es gehe um Befriedigung der mensch-

lichen Bedürfnisse und wir können die Tiere unterordnen. Wenn wir können, wir dürfen es tun; in der Natur gebe es laut der Soziobiologie kein „Dürfen“. Qual und Tod von Tieren hätte keinen Wert, die Emotion, die wir beim Anschauen der Schweineschlacht erleben, sei bloß die Evolutionsstrategie, die mit höherem oder kleinerem „Fitness“ verbunden sein solle. Eine konsequente Applikation in der Ethik könnte sogar tragisch sein – falls es nicht nötig wäre, Rücksicht auf die Tiere zu nehmen, warum sollte man rücksichtsvoll mit den schwächeren Menschen umgehen? Die neuzeitigen philosophischen Schlussfolgerungen[5] kann man auch in verkehrter Weise als soziobiologische ethische Gesetzlosigkeit interpretieren, wenn wir die Willensfreiheit als Ausgangspunkt jeglicher Ethik annehmen.

4 Animal Liberation?

Wenn es, biologisch gesehen, keinen substanziellen Unterschied zwischen Mensch und Tier gäbe, wäre der Mensch nur ein kluges, gekleidetes und motorisiertes Tier. Dann wäre angemessen, menschliche Regeln auch bei Tieren zu wahren, wie z. B. Peter Singer in seinem Buch *Animal Liberation* (1990). Singer äußert hier ein Muss, die Fähigkeit einer Schmerzwahrnehmung zu berücksichtigen. Die Überordnung des Menschen über das Tier, mit dem die Menschen ihren Ursprung und die Natur gemeinsam haben (und daher gleich sind), nennt Singer *Speziesismus*, eine Art-Diskriminierung, die ähnlich wie Rassismus, Ageismus oder Sexismus verwerflich sein soll. Singer'sches Verständnis entspricht der marxistischen Grundthese: „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen.“ Singer, im Unterschied zu Marx, betrachtet auch die Tierbedürfnisse – Marx hält das Ausnutzen von Tieren für ein eingeborenes menschliches Recht, der Mensch unterscheidet sich vom Tier durch sein Bewusstsein. Laut Marx und Engels (1962, S. 148) sei Bewusstsein ein soziales Konstrukt, Tier habe keines.

Das obengenannte Buch von Peter Singer, der Teil über den theoretischen Background der Tierrechte, ist bemerkenswert. Man könnte schon seinen praktischen Folgerungen zustimmen – vegetarische Verpflegung, Verbesserung von Lebensbedingungen der Wirtschaftstiere, Ersatz der Versuchstiere durch andere Methoden usw. Man sollte trotzdem den philosophisch-ethischen Hintergrund analysieren und neu bewerten. Singer schreibt, dass „alle lebenden Wesen gleich sind“, Berücksichtigung ihrer Rechte sei durch die Fähigkeit bedingt, einen Schmerz zu empfinden, ähnlich wie bei obengenanntem Utilitaristen Jeremy Bentham. Was uns unangenehm ist, sollen wir den anderen nicht tun, Singer erweitert den Kant'schen Imperativ auch auf Tiere[6].

Wir versuchen hier zu zeigen, dass die These und Schlussfolgerungen Singers unvereinbar sind. Den Tieren Schmerz und Qual zu tun, ist für uns eindeutig nicht gut, aber Singer verwechselt und vermischt folgewidrig das moralische Bedürfnis, den Tieren kein Leid zu verursachen mit der These über die Gleichheit der Tiere und der Menschen. Dieser These widersprechend bildet Singer eine gedachte Grenze zwischen den Krebs- und Muscheltieren; es sei unmoralisch die Krebse mit ihren feinen Nervenapparaten ins kochende Wasser zu werfen, im Unterschied zu Austern, die wir mit gutem Gewissen essen dürfen, weil sie am wahrscheinlichsten keinen Schmerz empfinden, ähnlich wie Pflanzen. Diese artifizielle Grenze ist aber im Widerspruch zu der Aussage Singers über die Gleichheit aller lebenden Wesen.

Singer spricht oft über die Ausbeutung, gleichzeitig ist es nach ihm möglich nur denjenigen auszubeuten, der Schmerz empfinden kann. Die Tierzucht für Milch und Eier, bei der die Tiere in guten Lebensbedingungen gezüchtet werden, ist laut Singer (und laut dem Autor) in Ordnung – trotz einer augenfälligen Ausbeutung. Über die Ausbeutung zu sprechen ist deswegen inkonsequent. Singer verurteilt die Ungleichheit aufgrund

der Intelligenz oder anderer partikulären Fähigkeiten, was selbstverständlich richtig ist. Der Vergleich mit Rassismus oder Sexismus ist inadäquat, weil im Rahmen einer biologischen Art es nicht um Diskriminierung aufgrund partieller Eigenschaften gehe. Es stimmt nämlich nicht, dass ein gewisses Geschlecht oder Ethnikon z. B. eine höhere Intelligenz habe. Den Speziesismus einzuführen, über die Diskriminierung, Ausbeutung und Gleichheit aller Lebenden zu sprechen, ist nicht gerechtfertigt und kann zu falschen ethischen Auswegen führen. Es ist indessen gleichzeitig nötig, dass die Menschen den Schmerz und das Leid der Tiere berücksichtigen. Der Anhaltspunkt ist jedoch nicht die Gleichheit aller Lebenden, sondern eine außerordentliche Stellung der Menschen in der bisher bekannten Welt.

Peter Singer leitet die Gleichheit aller Wesen von unserem gemeinsamen Ursprung ab und weist auf biologische Evolutionstheorien, vereinfachend auch auf Darwinismus hin, der die Evolutionsmechanismen auf natürliche und sexuelle Auslese reduziert. Dieser lässt sich im Grundprinzip ausdrücken: „Die Natur ist ein endloser Kampf; der am besten Vermehrungsfähige vermehrt sich.“ Dies ist jedoch nicht prüfbar und bringt entweder eine falsche oder gar keine Aussage, egal, ob die Einheit der Evolution ein Individuum, Spezies, Gen oder Mem sei. Darwinistische Evolutionstheorie ist für Ethik ungeeignet, weil sie keine allgemeinen moralischen Regeln einschließt. Der Stärkere überlebe. Das Gute und das Böse seien bloße Projektionen in unsere Taten, diese Taten seien an sich selbst weder gut noch schlecht, die Natur verfolgt keine Ziele, sie verwandelt sich nur. Falls das Töten der Tiere für Fleisch, die Vertilgung von Schadtieren oder die Tierversuche für den Menschen lohnend sind, warum sollte man Rücksichten nehmen? Falls es keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier gibt, warum dürfte man das Tier nicht toten, um sich zu ernähren, genauso wie ein Wolf oder ein Löwe, wenn wir uns von ihnen prinzipiell nicht unterscheiden?[7] Auch die utilitaristischen Strömungen sind für die Beziehung zwischen Mensch und Tier ungeeignet[8]. Die rein materialistisch aufgefasste Evolutionstheorie, also die Identifizierung des Menschen mit dem Tier oder die Reduktion des Menschen auf einen Organismus kann deswegen keine Ethik für die Beziehung zwischen Mensch und Tier begründen.

Eine Reduktion des Menschen auf biologische und chemische Prozesse im Körper und Gehirn entnimmt dem Menschen das, was seine Würdigkeit bedingt: Bewusstsein, vernünftige und freiwillige Subjektivität, also das, was den Menschen zum Menschen macht. Ein Neurowissenschaftler, Biologe, Genetiker oder Psychologe können den Menschen nur in Kompetenz von ihren wissenschaftlichen Fächern erkennen. Aus dieser Position können sie jedoch nicht überzeugend behaupten, dass sie den Menschen in Gänze erfassen, dass die menschliche Realität *lediglich* chemische Reaktionen und ihre Derivaten im Gehirn seien, von genetischen Faktoren und Umweltfaktoren bedingt. Wenn ein Wissenschaftler so etwas behauptet, fängt er damit an, zu philosophieren, wie z. B. Strachan et al. (2004): „Alle bekannte Materie besteht in seiner Vielfältigkeit aus bestimmten Elementen. Menschen genauso, lassen sich auf die periodische Tabelle der Gene reduzieren.“ Solche Reduktion des Menschen auf einen Organismus ist aber eine unkritische, bzw. dogmatische Schlussfolgerung, weil man so etwas aufgrund einer Erfahrung nie wissen kann. Es ist ähnlich wie bei Kant, der die Metaphysik in seiner *Kritik der reinen Vernunft* als definitiv nicht erkennbar und daher irrelevant auswertet, daraus jedoch eine metaphysische Schlussfolgerung zieht. Die Metaphysik wird auch von obengenanntem Peter Singer ohne jegliches Argument ausgeschlossen, er sagt bloß, dass die Metaphysik überholt sei.

5 Die Beziehung zwischen Mensch und Tier in älteren philosophischen Systemen

Wir schauen uns nun an, wie etliche ältere klassische philosophische Systeme die Beziehung zwischen Mensch und Tier lösten. In vorphilosophischen, klassischen und frühen neuzeitlichen Zeiten wurde die

menschliche Überordnung über Tiere als Bestandteil einer natürlichen Weltordnung begriffen, von der auch ihre ethischen Prinzipien abgeleitet wurden. In den antiken polytheistischen Staaten mit Sklavenhalterordnung war es nicht moralisch verbindlich, alle Menschen zu berücksichtigen, – es ist die Republik oder das Imperium gewesen, das z. B. einem alten Römer seine Menschheit verleiht; ein Barbar oder Sklave sei kein Mensch und man durfte sich deshalb alles erlauben. Abgesehen von den selektiven Tierkulten, z. B. die heiligen Katzen in Ägypten oder Kühe in Indien, müssen die Tiere in der Antike auf menschliches Mitleid noch warten.

Die monotheistischen Religionen fordern Gleichheit und Außerordentlichkeit aller Menschen. Die Außerordentlichkeit des Menschen in einer Raumordnung wurde im Judaismus geäußert, wobei der Mensch laut der Offenbarung Gottes die Krönung der Schöpfung sei. „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn“, steht am Anfang von Genesis. Die Worte „zum Bilde Gottes“ lassen sich so interpretieren, dass der Mensch mit Gott die Freiheit gemeinsam habe (Sacks, 2005). Gott mache den Menschen zum Herrn der Schöpfung, Pflanzen und Tiere gebe er ihm zum Verzehren[9]. Mit dem Christentum tritt die Forderung der Gleichheit aller Menschen auf – wir seien alle Kinder Gottes, Jesus starb am Kreuz für alle Menschen. Sklaverei solle nicht mehr tolerierbar sein, der erste Grund der Menschenrechte (Lebensberechtigung, persönliche Freiheit, Recht auf Eigentum) wurde festgelegt und jedem Mensch zugeschrieben, unabhängig von Religion, Nationalität oder sozialer Stellung. Die Beziehung zu den Tieren ändert sich jedoch nicht. Thomas von Aquin (2011, S. 183) in seiner Erklärung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses und der Zehn Gebote schreibt, dass laut einigen Menschen sich das fünfte Gebot Gottes „*Du sollst nicht morden*“ auch auf Tiere bezieht. Das sei nach Thomas ein Irrtum, weil es keine Sünde sei, das zu nutzen, was menschlicher Macht unterordnet ist; es sei ein Bestandteil der Naturordnung, dass Pflanzen den Tieren, einige Tiere den anderen Tieren und alle den Menschen als Verzehr zur Verfügung stehen. Laut dem Philosophen[10] (Aristoteles, 1999) solle Jagd wie ein gerechter Krieg sein. Die Massenzucht von Geflügel oder Vieh hat jedoch auf ersten Blick mit einem gerechten Krieg nichts zu tun.

Die Enzyklika *Sollicitudo rei socialis* („Besorgnis über gesellschaftliche Angelegenheiten“, 1988) von Papst Johannes Paul II. stellt eine Wende in der langjährigen Entwicklung dar (zitiert in Singer, 1990). Nach dem Jugendkatechismus der katholischen Kirche (2010, S. 237) seien auch Tiere fühlende Geschöpfe Gottes. Es sei eine Sünde, sie zu quälen, sie leiden zu lassen und sie nutzlos zu töten. Dennoch dürfe ein Mensch nicht die Tierliebe über die Menschenliebe stellen. Für die Suche nach der ethischen Basis von Beziehung zwischen Mensch und Tier, scheint diese Aussage sehr fruchtbar zu sein. Für eine philosophische Untersuchung ist jedoch die Begründung durch religiöses Glauben nicht akzeptierbar, genauso wie im Judaismus und bei Thomas von Aquin. Um eine allgemein verbindliche Ethik für das Handeln mit Tieren zu untersuchen, müssen die Voraussetzungen anderswo gesucht werden.

6 Willensfreiheit, Handlungsfreiheit und der moralische Wert des Handelns

Molekulargenetik und biologische Anthropologie kann teilweise (nicht vollständig!) die Frage nach der Wesenheit des Menschen beantworten. Am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, in der Zeit der Rassenentwicklungstheorien, gab es Befürchtungen, ob es überhaupt etwas wie Menschentum gibt, falls menschliche Rassen getrennte Entwicklungslinien darstellen würden, wie z. B. Schimpanse und Mensch, humanistische Konzepte oder Menschenrechte würden problematisch[11]. Neue Entdeckungen der Molekulargenetik haben jedoch diese Befürchtungen widerlegt. Lewontin (1972) schließt aufgrund einer Analyse der Variabilität etlicher Proteine in verschiedenen Weltpopulationen, dass die so genannten Rassen keine genetische Begründung

haben. Laut Lewontin sei die Rassenklasifikation der Menschen gesellschaftlich ohne Vorteil und könne der zwischenmenschlichen Beziehungen schaden. Falls rassistische Sortierung weder genetisch noch taxonomisch bedeutend vorkommt, sind solche Systeme nicht mehr gerechtfertigt[12]. Außer so genannten anthropologischen Konstanten, wie Körperlichkeit, Zeitlichkeit, aufgerichteter Habitus, artikulierte Sprache, systematisches Werkzeugs Verwenden, dominante Rolle der Kulturbedingtheit (Sokol, 2008) haben alle Menschen auch die genetische Information gemeinsam, die die Zugehörigkeit zur Art *Homo sapiens sapiens* konstituiert. Was eine Definition des Menschen betrifft, außer Metaphysik[13], kann auch Genetik beim Definieren des Menschen eine Rolle spielen. Einen Lebenswert von Schwein oder Delphin mit dem Leben eines schwer behinderten Menschen zu vergleichen, wie es Peter Singer tut, hat in dieser Sicht kaum glaubhafte theoretische Begründung.

Um die außergewöhnliche Ordnung der menschlichen Existenz in Gänze zu erfassen, reicht die naturwissenschaftliche Erklärung dennoch kaum; wie schon erwähnt, ist es nötig einen philosophischen Aufschluss zu machen. Im Einklang mit den Schlussfolgerungen des Alten Testaments, und auch mit klassischer altgriechischer Philosophie, kann man sagen, dass für Mensch eben die Willensfreiheit charakteristisch sei. Die menschliche Willensfreiheit unterscheidet sich jedoch von der tierischen durch die Fähigkeit, zwischen dem Guten und Bösen zu unterscheiden. In Betracht ziehend, dass wir tatsächlich in die Köpfe der Tiere nicht sehen können, haben die Tiere wahrscheinlich auch „Willen“ und „Freiheit“, im Sinne von „Wählen“, ob sie hin oder her rühren, ob sie angreifen oder weglaufen, was sie fressen werden usw. Die Zugehörigen zur Art *homo sapiens sapiens* besitzen zusätzlich zu diesem Typ von Freiheit auch die Freiheit im *moralischen* Sinne, menschliche Taten haben noch einen moralischen Wert, seien gut, neutral oder böse; im Gegensatz zu den Taten der Tiere. Falls mich ein Tier angreift, ist es nicht sachgemäß den Angriff als z. B. einen verwerflichen Mordversuch zu qualifizieren, obwohl es ziemlich gewöhnlich ist, ein aggressives Tier einzuschläfern, um weitere Angriffe zu vermeiden. Bei den Menschen gibt es nicht nur „Können“, wie bei den Tieren, sondern auch „Dürfen“. Freiheit von moralischer Entscheidung ist allen Menschen immanent und natürlich, abgesehen von einigen pathologischen Zuständen (geistige Behinderung, Unzurechnungsfähigkeit), ein Kind erwirbt diese Fähigkeit und die moralische Bewertung seiner Taten schrittweise.

Die Willensfreiheit und der Moralwert seines Handelns qualifizieren den Mensch zum besonderen *Statut seiner Existenz*. Das Lebensdrama einer menschlichen Persönlichkeit ist deswegen gegenüber dem Leben eines tierischen Individuums um diese neue Dimension reicher. In klassischer Aristotelischer Ethik sei der Sinn des menschlichen Lebens in Gänze moralisch, Ziel des Lebens ist weise und gerecht zu werden. Für tierisches Lebensdrama ist grundsätzlich, zu überleben, sich zu vermehren, also organische Bedürfnisse zu befriedigen. Menschliches Leben stellt zusätzlich ein Drama in moralischer Ordnung dar. Einem Menschen geht es nicht nur um das Überleben, sondern auch darum, ein *gutes Leben* durchzuleben, *richtig* zu leben. Es geht ihm um die Ethik in enger Bedeutung, um das allerbeste Leben, das er sich aus einer breiten Skala von Möglichkeiten freiwillig auswählen kann. In einem menschlichen Leben geht es sowohl um organische Bedürfnisse, als auch um ein *gut* gelebtes Leben. Die Willensfreiheit, Handlungsfreiheit und der moralische Wert des Handelns bedingt jegliche Ethik, die Ethik macht den Menschen zum Menschen, die Ethik macht aus uns mehr als reine Organismen. Bei den meisten bekannten Tierarten könnte man fast mit Sicherheit behaupten, dass ihr Verhalten zwischen dem Guten und Bösen nicht unterscheidet[14]. Peter Singer relativiert die Grenze zwischen dem, was ein Mensch sei und was nicht mehr, in dem Sinne, dass ein Ausmaß bestimmter menschlicher Fähigkeiten auch einige intelligente Tiere erreichen können. Und umgekehrt, wenn man zwischen Menschen und Tieren aufgrund eines quantitativen Kriteriums (z.B. Intelligenz) unterscheide, würden nicht alle Menschen nicht erfasst (z.B. kleine Kinder, schwer demente Personen). Der genetische Kode erlaubt uns jedoch eindeutig zu bestimmen, wer zur menschlichen Art gehört, wer ein unverwechselbares menschliches Individuum darstellt.

7 Umgehen mit Tieren im Sinne der Ethik der Tugenden

Was für eine Schlussfolgerung kann fürs Handeln mit Tieren gezogen werden? Falls Vernunft zusammen mit Willensfreiheit und mit der Fähigkeit des moralischen Entscheidens eben das ist, was den Menschen in andere Kategorie des Seins qualifiziert, sei dieses eben das, was uns über Schmerz und Qual der Versuchstiere und Wirtschaftstiere verständigen kann, sei Moral eben das, was uns wahrhaftig informieren kann, dass Qual und Schmerz zu wirken nicht richtig ist: könnten uns diese Hoheitsatributen der Menschheit eben zum *menschlichen* Handeln mit der Tieren verpflichten? Falls wir Mitglieder von Art sind, zu der Konfuzius und Kant gehörten, verpflichtet uns dieses Fakt, den Tieren keinen Schmerz zu wirken? Eben die Fähigkeit, den Schmerz, Leid und Tod als das Böse zu identifizieren, fordert uns moralisch zur Großzügigkeit, zum Mitleid mit allen sichtbaren Lebewesen[15].

Im praktischen Umgang kommen jedoch Schwierigkeiten vor. Die Tötung mancher Tiere, z. B. aus Versehen oder bei Schädlingsbekämpfung, kann man kaum vermeiden. Ein globaler Verzicht auf Fleischkonsum wäre wahrscheinlich auch nicht durchzusetzen. Es ist jedoch erforderlich, an vegetarische Verpflegung zu appellieren oder zumindest an Reduzieren vom Fleischkonsum, einfach als eine Tat der Großmut, ohne die vegetarische Kost als moralisches Muss zu interpretieren. Es ist keine Untat Fleisch zu essen. Fleisch nicht zu essen ist jedoch ein Ausdruck der Großzügigkeit, ein edelmütiges und rücksichtsvolles Handeln *vermenschlicht* den Menschen. Auf eigenen Genuss zu verzichten, um Qual des anderen zu vermeiden, selbst wenn nur eines Tiers, stellt einen Hoheitsakt der *Menschlichkeit* dar. Riesige überfüllte Tierhaltungen ohne Tageslicht und Bewegungsmöglichkeit sind *unmenschlich* im wörtlichen Sinne, ohne jegliche emotionale Erpressung. Die Tierquälerei ist eine *Schande* der Menschen, weil die Menschen befähigt sind, diese Unehre anzusehen – aus dieser Sicht sind riesige Tierhaltungen und grausame Tierversuche ohne adäquate Begründung unentschuldbar.

Man kann sich damit nicht ehrlich abfinden, man kann es bloß verdrängen. Eine Schwarz-weiße Ansicht, wo Misshandeln eines Menschen ganz schlecht sei und Misshandeln eines Tieres ganz in Ordnung sei, obwohl es so im Alten und Neuen Testament geäußert wird, scheint etwas Zweckmäßiges zu sein. Sich freiwillig einzuschränken, der Umweltschonung wegen, wie z. B. Verzicht auf Fleisch oder ein bewusster Abbau vom eigenen ökologischen Fußabdruck, kann man auch als *Tugend* bezeichnen, obwohl Armut heutzutage im Westen nicht so sehr als Tugend angesehen wird. Laut Aristoteles sei Tugend das, was uns freier mache – vegetarische Kost befreie uns von der Fleischgier. Man könnte vielleicht versuchen, jeder für sich selbst, die Worte des Propheten Jesaja zu erfüllen: „Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh miteinander treffen“ (Jesaja 11:6).

8 Gibt es ein allgemeines Moralgesetz?

Zum Schluss versuchen wir eine der wichtigsten menschlichen Fragen vorzustellen – was gründet die Ethik an sich, ob es irgendein *allgemeines Moralgesetz* gibt, das keinen kulturellen, historischen Bedingungen oder Interpretationen unterliegt. Postmoderne Philosophie verneint so etwas, der berühmte Claude-Lévi Strauss (2012, S.34) behauptet: „der Anthropologe fordert jegliche Gesellschaft auf, um nicht zu glauben, dass ihre Institutionen, Gewohnheiten und Meinungen die einzigen möglichen sind, … dass sie *eingeschrieben* in Natur der Dingen nur deswegen sind, weil die Gesellschaft sie als gute *betrachtet*.“ Das Aufzwingen der westlichen Denkweise anderen Kulturen, wovor der ruhmvolle Anthropologe warnte, stellen wir jetzt zur Seite. Auch Richard Rorty (1990) verneint die Existenz vom allgemeinen Moralgesetz; auf die sozialen Institutionen sollte in diesem Sinne gedacht werden: „Experimente in Kooperation, eher als Versuche eine universale und ahistorische Ordnung zu verkörpern.“

Die Existenz oder Nicht-Existenz eines solchen Gesetzes muss man dahingehend begutachten, ob ein Wert im Sinne von Gute oder Böse den menschlichen Taten an sich immanent ist, das heißt, ob der Wert einen natürlichen Bestandteil der Taten darstellt oder bloß eine Interpretation eines Betrachters ist. Dies kann man mit empirischer Methode wahrscheinlich nicht beurteilen. Der Betrachter, die Interpretation und vor allem die Art der Fragestellung sind bei der Begutachtung des Moralwertes der Taten selbstverständlich sehr wichtig; man muss jedoch den bodenlosen Relativismus vermeiden[16]. Falls ein Mensch keine allgemeine, dauerhafte und unweigerliche Vorherbestimmung hat, sondern immer nur im Kontext von Geschichte und Kultur bestimmt ist, *dann ist seine allgemeine*, *dauerhafte und unweigerliche Bestimmung eben diese geschichtliche und kulturelle Bedingtheit*! Falls verschiedene Erkennungssysteme und ethische Prinzipien von unterschiedlichen Kulturen verschiedenen Interpretationsrahmen, Foucaltschen strukturalistischen „Gittern“ oder verschiedenen „Episteme“ entsprechen, falls sie daher ohne objektiven Wert der Wahrheit seien – dann geht es um heterogene Mischung von Wahrheiten und Irrtümern[17].

Es ist trotzdem nötig, einen Wahrheitswert von einzelnen moralischen Regeln zu überprüfen – z. B. in der Beziehung zu Tieren. Das universale Moralgesetz philosophisch nachzuweisen oder auszuschließen, ob eine bestimmte Tat tatsächlich, ahistorisch und im Kern gut oder schlecht zu beurteilen ist, ist sehr schwierig und überschreitet den Rahmen dieses Textes. Ganz am Schluss stellen wir ein Beispiel zur Verfügung: falls es kein universales Moralgesetz gäbe und falls alles bloß in unserer Auswertung liege, aus welchem Grund hatte die ganze Welt die Naziverbrechen oder die sowjetischen kommunistischen Untaten verurteilt? Wie wurden die Nürnberger Prozesse berechtigt, deren Legitimität eben die Nazis in Frage gestellt haben? Was konstituiert die Menschenrechte selbst? *Ohne ein allgemeines Gesetz kann man sich nur laut damaliger und dortiger Legislative richten*. Das Grauen des Naziregimes war jedoch im Einklang mit den damaligen Gesetzen. Falls die Postmodernisten Recht hätten, haben sich die Gegner des Naziregimes geirrt, wenn sie die Nazipraktiken als *unmenschlich* verurteilten?

Literaturverzeichnis

Aristoteles (1999): *Politika*, Praha: OIKOYMENH,S. 24–27
Bentham, Jeremy (1948): *An Introduction to the Principles of Morals and Legislation*, New York: Laurence J.LaFleur, S. 311
Hume, David (2007): *An Enquiry into the Sources of Moral*, Jonathan Bennett, S. 28
Komárek, Stanislav (2011): *Ochlupení bližní*, Praha: Academia, S. 253
Lévi-Strauss, Claude (2012): *Antropologie a problémy moderního světa*, Praha: Karolinum, S. 34
Lewontin, Richard (1972): *The Apportionment of Human Diversity*. In: *Evolutionary Biology*. Vol. 6, S. 391–398
Libet, Benjamin; Gleason, Curtis A.; Wright, Elwood W.; Pearl, Dennis K. (1983): *Time of Conscious Intention to Act in Relation to Onset of Cerebral Activity* (*Readiness-Potential*). The Unconscious Initiation of a Freely Voluntary Act. Brain; 106, S. 623–642
Locke, John (2004): *An Essay Concerning Human Understanding*, Jonathan Bennett, S. 43 und 202
Marx, Karl; Engels, Friedrich (1962): *Werke*, *Die heiligie Familie oder Kritik der kritischen Kritik*, Dietz Verlag Berlin, S. 148
Rorty, Richard (1990): *Objectivity*, *Relativism, and Truth*: Philosophical Papers, S. 196
Sacks, Jonathan (2005): *O svobodě a náboženství*, Praha: P3K (Orig. Covenant & Conversation, transl. Jan Divecký)

Searle, John (1984): *Minds, brains, and science*. Cambridge, MA, Harvard University Press

Singer, Peter (1990): *Animal Liberation*. 2nd ed. New York: Avon Books.

Sokol, Jan (2008): *Filosofická antropologie*, Praha: Portál

Sokol, Jan (2003): *Člověk a náboženství*, Praha: Portál

Stoneking, Mark (2001): *Single nucleotide polymorphisms: From the evolutionary past*, Nature 409: S. 821–822

Strachan, Tom; Read, Andrew P. (2004): *Human molecular Genetics*, New York: Garland Publishing.

Tomáš Akvinský (2011): *Výklad vyznání víry a desatera*, Praha: Krystal, S.183

Wilson, Edward Osborn (1999): *Consilience*, New York: Vintage Book, S. 285

Youcat, *Jugendkatechismus det Katholischen Kirche* (2010), München: Pattloch Verlag, S. 237

(Endnotes)

1 Die Neurowissenschaftler kennen ein Libet-Experiment; die Versuchsperson macht einfache Bewegungen „durch eigene Entscheidung“ – die bewegungaufrufende elektrische Hirnaktivität kommt jedoch ein paar Sekunden vor dem Augenblick der Willensentscheidung vor (Libet et al., 1983). Der gegenwärtige Philosoph John Searle (1984) hält die Willensfreiheit für „eine Gesinnung, dass wir anders handeln konnten, als wir tatsächlich gehandelt haben.“ David Hume (2003) hat dementsprechend noch früher die Willensfreiheit als Illusion angesehen.

2 Wie z.B. das obengenannte Libet-Experiment (Libet et al., 1983). Die Reihenfolge der Nervenreizen selbst (zuerst die „motorische“ Hirnaktivität, erst danach der bewusste Augenblick der Entscheidung) spricht an sich nicht gegen die Willensfreiheit.

3 Wenn man die menschliche Realität auf das messbare mit neurophysiologischem Gerät, DNA-Analysator usw. reduziert, begeht man gleichzeitig ein philosophisches Vorgehen, wenn man behauptet, dass nichts außer dem erfahrungsmäßig Erkennbaren existiert. Dieser Schluss ergibt sich aus keiner sinnlichen Erfahrung.

4 Einziges Prinzip vom reinen Darwinismus stellt eine apriorische Tautologie dar – der Stärkere überlebe und vermehre sich, der sich Vermehrende und Überlebende ist der Stärkere im tautologischen Kreis. Dieses Grundprinzip ist nicht empirisch prüfbar.

5 Die neuzeitigen philosophischen Schlussfolgerungen sind in dieser Sicht vor allem: Bedeutungslosigkeit der Metaphysik, Nichtvorhandensein von einem allgemein verbindlichen Moralgesetz, historische Bedingtheit des Menschen als einziger Anteil seiner Natürlichkeit, Menschgeschichte als Entwicklung des Hegelschen „Weltgeistes“, ergänzt um darwinistische Evolutionstheorie.

6 Immanuel Kant selber anerkannte den Tieren kein Bewusstsein und die Tiere verstand er als ein Mittel der menschlichen Ziele.

7 Über die menschlichen Regeln laut der tierischen nachzudenken ist sehr problematisch, weil man diese ad libitum zweckbestimmt interpretieren kann, wie Stanislav Komarek (2011, S. 253) erwähnt – wollen wir die Grausamkeit und das Töten von Tieren entschuldigen, könnte man das Beispiel mit dem Löwe verwenden: Fleisch zu essen ist von daher natürlich, ein Vegetarier würde widersprechen: es solle barbarisch und unzivilisiert sein. Und umgekehrt, wird z. B. Homosexualität bei Tieren beobachtet, würde es ein Schwulenrechtenkämpfer für eine natürliche Ordnung halten, ein Homophobe dagegen für „tierische“ Ausartung.

8 Nach dem utilitaristischen Konzept wird angenommen, dass fast alle Menschen nach Glückseligkeit begehren, bzw. nach Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Mensch solle ein bloßer Organismus sein, ähnlich wie die Auffassung Singers. Andere Menschen können jedoch ein Hindernis auf dem Weg zur Befriedigung darstellen, dann ist es für alle günstiger, wenn man gewisse Regeln vereinbart und sich an diesen hält. Der Utilitarismus braucht kein universales Moralgesetz, wo z. B. Mord oder Peinigung an sich ohne Interpretation schlimm seien. Falls das uns im Wege stehende Hindernis die Tiere sind, die wir leicht beherrschen können, warum sollen wir auf sie dann Rücksicht nehmen?

9 Laut Genesis, nach der Erdüberschwemmung schließe Gott mit Noah einen Vertrag, gebe ihm Tiere zum Verzehren, verbiete ihm einen Menschen umzubringen und unter anderem verbiete er ihm auch Fleisch zu essen, solange im Fleisch *Leben* (=Blut) sei. Der britische Rabbi Jonathan Sacks interpretiert dies als ein Verbot der Grausamkeit gegenüber den Tieren, obwohl ein betäubungsloses Durchstechen der Halsschlagadern ziemlich grausam zu sein scheint.

10 Thomas von Aquin nennt Aristoteles „Philosoph“.

11 Jean Jacques Rousseau hatte im achtzehnten Jahrhundert damals entdeckte Gorillas für Menschen gehalten, um ihnen übereilig die Menschheit nicht abzusprechen (Sokol, 2003).

12 Die Untersuchung des menschlichen Genoms, ausführlich der mitochondrialen DNA, zeigte das Menschentum als relativ jung, alle Menschen sollen genetisch mehr anverwandt sein als Schimpansen oder Bonobos in einzelnen Sozietäten (Gagneux et al, 1999); das ganze Menschentum solle aus einer relativ kleinen Gruppe von Einzelnen stammen. Die Analyse von Polymorphismus der kurzen Nukleotiden (SNPs) zeigte, dass alle Menschen auf dem Planet zu 99,9 % genetisch gleich sind (Stoneking, 2001).

13 Z. B. vernünftiges Tier bei Aristoteles, Wesen zwischen Tier und Engel bei Thomas von Aquin

14 Es ist jedoch problematisch, dass bei einigen höheren Lebewesen, z. B. bei Delphinen, Elefanten und sogar bei manchen Rabenvögeln, die bestimmten Formen von altruistischem Verhalten anzeigen, man gewisse „Protomoralität“ nicht ausschließen kann. Deswegen soll man beim Entscheiden über diesen Tierarten sehr vorsichtig sein.

15 Wie die obengenannte Enzyklika von Johannes Paulus II. sagt, es sei Mitleid mit sichtbarer Natur erforderlich – Bakterien und Plattwürmer seien aus absurdem Wunsch der Gleichheit aller Lebewesen ausgenommen.

16 „Absoluter Relativismus“ stellt eine Kontradiktion dar – falls die Wahrheit für uns objektiv unerkennbar sei, falls nichts an sich Wahr sei, könnte auch diese Aussage nicht wahr sein.

17 Auch in unserer westlicher Ethik gibt es Wahrheiten und Irrtümer – ein Argument gegen das Aufzwingen unseren Regeln den anderen Kulturen soll sich von diesem rekrutieren.

Zum Autor

Jan Hrudka, MUDr. (*1986)
Student der Philosophie und Geschichte der Naturwissenschaft, Naturwissenschaftliche Fakultät, Karlsuniversität Prag
Webseite des Instituts: natur.cuni.cz/filosof
Viničná 7 Prag 2 128 44 Tschechische Republik
Kontakt: jan.hrudka@gmail.com

IZPP^Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Vegetarismus als Konsequenz der modernen Moral
Sigbert Gebert

Die Diskussion des Verhältnisses von Mensch und Tier in der Ethik läuft heute auf eine praktische Forderung hinaus: den Vegetarismus. Der vorliegende Essay (zuerst erschienen in: Scheidewege 41, 2011/12, S. 372-376) begründet dies direkt mit der Ethik, der Moraltheorie des Vegetarismus, die sich auf zwei Punkte reduzieren lässt: Erstens kann auf Fleisch, aber auch auf sonstige tierische Produkte unter heutigen Bedingungen für die menschliche Ernährung verzichtet werden; zweitens ist es deshalb nicht zu rechtfertigen, dass gegen das Interesse an Leidvermeidung und gegen das Überlebensinteresse von Tieren zu Ernährungszwecken verstoßen werden.

Unter Ernährungswissenschaftlern ist heute allgemein anerkannt, dass eine Eier und Milchprodukte einschliessende vegetarische Ernährung nicht nur möglich, sondern angesichts der durch zu hohen Fleischkonsum bedingten Zivilisationskrankheiten, insbesondere Übergewicht und Bluthochdruck, zu befürworten ist. Allerdings spricht aus ernährungswissenschaftlicher Sicht nichts gegen geringen Fleischkonsum. Umstrittener ist die vegane, auf Eier und Milchprodukte (oft auch Honig) verzichtende Ernährung. Bei ihr kann insbesondere die B 12 und Eisenversorgung problematisch werden, die eventuell durch Präparate sicherzustellen ist. Zumindest Erwachsene können sich aber ohne Mangelerscheinungen vegan ernähren. Kurz: Der Mensch ist unter heutigen Bedingungen nicht auf tierische Lebensmittel angewiesen.

Auch die moralische Argumentation ist eindeutig – allerdings wegen der weitreichenden Konsequenzen nicht allgemein anerkannt. Heute gibt es weltweit einen – zumindest rhetorischen – moralischen Grundkonsens: die Anerkennung der Menschenrechte. Sie leiten sich von den Grund- oder Kerninteressen, den Grundbedürfnissen des Menschen her. Menschen haben, wie alle Lebewesen, ein Interesse daran, Leid zu vermeiden, haben konkreter ein Interesse an materieller Grundversorgung, leiblicher Integrität (Sicherheit, Gesundheit) und „relativer“ Freiheit (Bewegungsfreiheit, Entscheidungsfreiheit). Die Anerkennung von Grundinteressen *und* ihre unparteiische, gleiche Berücksichtigung bilden die Grundlage der heutigen moralischen Sichtweise. Die Grundinteressen sind und waren schon immer eindeutig: Auch der Sklavenhalter weiß, dass der Sklave ein Interesse an Leidvermeidung hat. Er erkennt es „nur“ nicht als gleichberechtigt an. Heute lassen sich hingegen Unterschiede in der Berücksichtigung der Grundinteressen nicht mehr plausibel rechtfertigen: Dem Schutz der Menschenrechte unterstehen alle Menschen. Wie aber lässt sich der Ausschluss von Tieren rechtfertigen?

Nach der traditionellen Moral sind Rücksichten gegenüber Tieren ein bloßer Gnadenerweis des Menschen. Sie setzt Kriterien wie Selbstbewusstsein, Vernunft, Zukunftsbezogenheit als moralisch bedeutsam an, die von der traditionellen Sicht des Menschen als höchstem Lebewesen ausgehen, und ist so „speziesistisch“ angelegt, privilegiert willkürlich die eigene Gattung. Das wird offensichtlich, wenn es um Grenzfälle geht, wo (biologische) Menschen die Kriterien nicht erfüllen und trotzdem nicht als vogelfrei gelten, etwa Säuglinge oder geistig Behinderte. Für sie soll nicht ihr aktuelles Erleben moralisch bedeutsam sein, sondern ihr potentielles Menschsein, während bei Tieren die arteigene Beschränkung auf das aktuelle Erleben ihre Tötung erlaube –

eine moralisch unbegründete Auszeichnung der Potentialität, die im übrigen bei geistig schwer Behinderten ausgeschlossen werden kann. Außerhalb der ethischen Diskussion wird oft noch direkt auf die Natur verwiesen, wo Fressen und Gefressenwerden selbstverständlich ist, was für die Moral als rein menschliche Angelegenheit, die keine natürliche Vorgabe, also auch nicht die reine Gewaltanwendung einfach hinnimmt, kein Vorbild sein kann: Moral erkennt die Grundinteressen der anderen an und verstößt nicht ohne Gründe – ein solcher wäre die Alternativlosigkeit des Fleischkonsums – gegen sie. Als Ergebnis bleibt: Es lässt sich kein natürliches Kriterium angeben, das die Nichtberücksichtigung der Interessen von Tieren rechtfertigt. Sie sind – zumindest in den höheren Formen – Interessenträger. Welche ihrer Interessen sind moralisch zu berücksichtigen?

Der Moral geht es zentral um die Verhütung oder Linderung von Leid, um das Verletzungsverbot als grundlegendes Recht. Alle empfindungsfähigen Wesen haben ein Interesse an Leidvermeidung. Bentham forderte in seinem berühmten Diktum deshalb, sie moralisch zu berücksichtigen: „The question is not, Can they *reason*? nor, Can they *talk*? but, Can they *suffer*?“ Das Leid ist die von der Vernunft nicht beherrschbare „dunkle“ Seite des Seins, die alle Wesen fliehen. Die Unversehrtheit von Leib und Leben ist nicht nur eine Bedingung der menschlichen Handlungsfreiheit, sondern auch des tierischen Verhaltens. Der Mensch mag durch seine Erkenntnisfähigkeit von manchen Schmerzen, die eine schwere Krankheit oder den Tod anzeigen, stärker betroffen sein als Tiere, kann andererseits aber auch die kurze Dauer und Notwendigkeit von manchen Schmerzen voraussehen und sie entsprechend relativieren. Selbstbewusstsein und Vernunft können nur moralisch bedeutsam sein, wenn sich Schmerzen durch sie steigern oder vermindern. Nichts davon rechtfertigt jedoch den Nichteinbezug der Tiere in die Moral. Das Kriterium der Leidvermeidung gewichtet die Interessen vielmehr nach der Schmerzempfindungsfähigkeit. Was keine Schmerzen empfindet, ist gar nicht oder nicht direkt moralisch bedeutsam. Für die zur Fleischproduktion genutzten Tiere gilt das nicht: Insbesondere die kaum artgerecht mögliche Massentierhaltung – oft mit einseitig gezüchteten, konstitutionell an Krankheiten leidenden Tieren, lässt sich moralisch nicht rechtfertigen (vgl. zu den, gelinde gesagt, wenig tiergerechten Bedingungen in der Massentierhaltung und bei der Massenschlachtung Jonathan Safran Foers „Eating Animals“, dt. „Tiere essen“, Köln 2010)

Schmerzen stehen allerdings oft im Dienste des Lebens, „informieren“ über wichtige Ereignisse, über Bedrohungen des Organismus durch Schädigungen. Alles Leben will sich am Leben erhalten und wegen dieses Ziels werden viele Schmerzen hingenommen. Das Interesse des empfindungsfähigen Lebens an Leidvermeidung tritt faktisch und beim Menschen meist hinter das Überlebensinteresse zurück. Beim Menschen haben deshalb spezielle Formen des Leidens, die Todesangst und die Trauer um den Tod der Nächststehenden, moralisch die größte Bedeutung gewonnen: Gegen das Überlebensinteresse darf nur aus schwerwiegenden Gründen verstossen werden. Töten in jedweder Form, auch ein leidloses Töten, gilt deshalb als rechtfertigungspflichtig, Mord, die ungerechtfertigte Tötung als das Kapitalverbrechen schlechthin.

Wann jedoch hat das Überlebensinteresse, wann die Schmerzvermeidung den Vorrang? Beim Menschen kann das jede selbst entscheiden. Wie weit sind aber die entsprechenden Interessen der Tiere zu berücksichtigen? Trauersymptome um den Verlust nahestehender Artgenossen zeigen auch Tiere – sie empfinden den Verlust an Sicherheit. Nur der Mensch weiß jedoch um den Tod und da *vielleicht* auch nur er vor ihm Angst entwikkelt, sprechen weniger starke Gründe gegen das schmerzlose Töten von Tieren als gegen die Leidzufügung – wenn es denn möglich ist, was auch bei den heutigen „humanen“ Schlachtmethoden höchst fraglich bleibt (man sehe sich einmal den Massentransport und die maschinelle Schlachtung von Hühnern an, aber auch die

Einzel„behandlung“ von größeren Tieren verursacht bei der heute üblichen Massenschlachtung Stress und Schmerzen), von manchen traditionellen Methoden ganz zu schweigen (Fische scheinen so über ihren Erstikkungstod an Deck oder auf Eis nicht gerade erfreut). Wenn die entscheidenden Kriterien für die Zulässigkeit des Tötens das Nicht-Wissen um den Tod und die Todesangst wären, könnte man auch bestimmte behinderte Menschen oder Kinder vor der Sprachfähigkeit unproblematisch töten. Die Interessen, die eine Tötung rechtfertigen, müssen deshalb genauso bedeutsam sein wie dieser Verstoß gegen ein Kerninteresse. Beim Menschen werden hier nur Kapitalverbrechen (in Ländern mit Todesstrafe), Notwehr und das Eigeninteresse an der Vermeidung schweren Leids anerkannt, so dass ein Kerninteresse das andere relativiert. Bei der Tötung von Tieren für die menschliche Ernährung ist das aber nicht der Fall: Zumindest heutzutage ist das Interesse an Fleischverzehr kein Kerninteresse, sondern eine bloße Geschmacksfrage. Ob Tiere eine Bedrohung ihres Lebens erfahren können – eine empirisch umstrittene Frage (Schweine reagieren so oft panisch vor der Schlachtung) –, hat deshalb hier überhaupt keine Bedeutung.

Mit dem moralisch zu fordernden Einbezug von Tierinteressen ergibt sich konkret die Forderung nach einer vegetarischen Gesellschaft. Da die Gesellschaft auf Fleischkonsum (und auch auf Tierversuche) verzichten könnte, ohne ihre zentralen Bereiche in Frage zu stellen, kann der Verzicht auf Fleisch „gesinnungsethisch“, wenn man so will: genuin moralisch, gefordert werden. Und weil es dabei zentral um die Essgewohnheiten geht, ist davon „an sich“ jede betroffen. Auch braucht es hier keine komplizierte, nur für Spezialisten verständliche Argumentation, sondern die Gründe für den Vegetarismus lassen sich auf die genannten zwei einfachen Punkte reduzieren: Tierische Nahrung ist für die menschliche Ernährung heute nicht erforderlich, und der Verstoß gegen die Tierinteressen an Leidvermeidung und am Überleben lässt sich für Ernährungszwecke nicht rechtfertigen. Wer trotzdem für Fleischverzehr eintritt, müsste also entweder bestreiten, dass Leidzufügung und Töten schlecht ist, oder das Interesse an Fleischverzehr höher gewichten. Ausdrücklich macht das keine Ethik – was ganz verständlich ist: Geschmack und Konvention sind zwar starke Handlungsmotive, aber nicht gerade das, was man gute moralische Gründe nennt. Die offiziell anerkannte Moral, die Leidzufügung und Töten ächtet und teils auch die Tierschutzgesetze seit dem 19. Jahrhundert wiedergeben – Tieren soll nicht grundlos Leiden zugefügt werden –, steht jedenfalls im Gegensatz zum Alltagshandeln, und gerade deshalb wird auf den Vegetarismus oft allergisch reagiert: Seine Forderungen sind „an sich“ selbstverständlich.

Zum Autor
Sigbert Gebert, Dr. phil., Dipl.-Volksw., geboren 1959, studierte Philosophie, Politik, Soziologie und Volkswirtschaft in Freiburg (Brsg.) und Basel. Lebt als Privatgelehrter in Kehl und Zürich. Veröffentlichungen u.a. „Sinn – Liebe – Tod“ (2003), „Die Grundprobleme der ökologischen Herausforderung“ (2005), „Philosophie vor dem Nichts“ (2010).
Kontakt: Sigbert.Gebert@freenet.de

IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Tiere kommunizieren miteinander, aber können sie denken?
Reinhard Brandt

Alle Gaben dieser Welt den Tieren! „Wir Tiere!“ ist der werbewirksame Slogan, den Menschen ersinnen, um zu demonstrieren, dass sie zur solidarischen Menschtier-Welt gehören. Tiere können alles, fühlen und denken wie wir, sie helfen sich und anderen und sind freudig und fromm ohne Kirche. Die nachhaltige Theorie der menschlichen Gesellschaft von Jürgen Habermas stellt die *Kommunikation* in den Vordergrund. Menschen sind durch Kommunikation miteinander verbunden, sei es in direkter Rede oder durch Vermittlung der immer stärker werdenden Medien. Derselbe Begriff kann benutzt werden für die einfachen oder raffinierten Zeichen, mit denen Tiere kommunizieren, so dass die Linie von den Tieren zu den Menschen mühelos durchgezogen werden kann, es fehlen nur noch einige Details beim Übergang. Wer hier den Atem anhält, setzt sich schon ins Unrecht gegen die vereinten Tiere und Menschen. Die Forschung fasziniert uns mit ihren Entdeckungen auf dem Gebiet des allgemeinen Verhaltens oder der speziellen Kommunikation, seien es die Delphine oder Vögel und Landtiere oder auch die Superorganismen, die immer besser erforscht werden. Der Begriff der Kommunikation lässt es offen, ob eine intentionale Handlung beim Sender von Zeichen vorliegt oder ob die Zeichen Ausdrucksformen sind, die erst in einer geeigneten Umwelt als intendiert rezipiert werden.

Die Waldtiere stieben auseinander, wenn der Häher einen bestimmten Laut ausstößt; sie wurden von ihm gewarnt, meint man, aber der Häher hat keinen Begriff von einer Warnung und keine aramäisch oder englisch verfasste „theory of mind“; er ruft, auch wenn niemand im Wald ist. Die Zeichen selbst sind über die ganze Palette der Rezeptoren verteilt, es können Duftmarken oder Laute und optische Zeichen sein oder auch Sinne betreffen, über die die Menschen nicht verfügen, die sie aber künstlich rekonstruieren können. Ohne ein ausgeklügeltes System der Kommunikation hätten sich die Superorganismen nicht entwickeln und erhalten können, auch die Schwarmbildung von Fischen, Landtieren und Vögeln ist eine Funktion der Kommunikation. Unsere Zusatzüberlegung: *Alle Tier-Kommunikation ist eine erweiterte Raumbesetzung*, durch die sich die Tiere anziehen und verteidigen, sie ist wie ein imaginärer Körper, der sich mit anderen Mitteln als mit der physischen Erfüllung fortsetzt. Das ist das Faszinierende an der Zeichenwelt der Tiere: Sie erweitert die körperliche Präsenz in den präsenten Raum hinein und lässt das einzelne Tier gegenwärtig sein, wo es nicht ist. Der hier ausgesandte Ruf wird dort hinten als Lockruf gehört, der hier ausgestoßene Schrei wird dort hinten als Warnung wahrgenommen. Die Tiere schaffen sich durch ihre Zeichen einen erweiterten Leib und benutzen ihn zum Überleben. Dies ist Menschen und Tieren gemeinsam.

Zur *psychischen Ausstattung* von Tieren zwei weitere Bemerkungen. Verfügen Tiere über Bewusstsein? Selbstverständlich. Ein Hund fiel in Ohnmacht, als der Tierarzt ins Wartezimmer kam; der Arzt kann die Ohnmacht auch durch ein chemisches Mittel herbeiführen. In beiden Fällen wacht das Tier nach einer gewissen Zeit auf, wir sagen: es gewinnt sein Bewusstsein wieder. Dieser Begriff des Alltags hat jedoch nichts zu tun mit dem neuzeitlichen Bewusstseinsbegriff (Descartes, Kant), nach dem Tiere kein Bewusstsein haben; es ist ein Kunstbegriff der Philosophie, der für unsere Alltagsansicht wenig überzeugend ist. Wir sprechen im Alltag den Tieren Bewusstsein zu, wenn sie nicht ohnmächtig sind, sondern hellwach hierhin und dorthin laufen,

das ist alles. Dabei denkt niemand an mittelalterliche oder cartesische Substanzen, sondern meint nur, dass es Lebewesen gibt, die empirisch das Bewusstsein verlieren und gewinnen können und von denen wir sagen können, es sei traumatisiert und müsse in einer besonderen psychiatrischen Klinik behandelt werden. Umgekehrt: Virchow konnte in seinen Mitmenschen keine Seele entdecken so wenig wie die jetzige Hirnforschung; wir finden sie ohne Seziergeräte umgekehrt sowohl in Tieren wie Menschen. Dem Bewusstsein ist notwendig das Selbstbewusstsein zugeordnet. Das Tier spürt Lust und Schmerz als Ganzes, so wie das Pferd als Ganzes zum Sprung über die Hürde ansetzt.

„Der ganze Mensch“ lautet der Titel eines Sammelbandes von Hans-Jürgen Schings. Vom „ganzen Menschen“ wird im *Neuen Testament*1 gesprochen, die Rede vom „ganzen Tier“ ist mir nicht bekannt, ich möchte aber auf der Sachhaltigkeit dieser Formulierung bestehen; das Tier kann über Selbstbewusstsein verfügen, es kann sich seiner im Rahmen seiner mentalen Fähigkeiten bewusst sein, als Ganzes. Nicht jedes Tier, aber in den höheren Gattungen, wie wir sagen. Zweitens soll auf eine mentale Ausstattung von Tieren hingewiesen werden, die uns sogleich, wenn sie benannt wird, vertraut vorkommt, die wir uns jedoch selten klar machen. Es ist die bei höheren Tieren evidente Ausstattung des Bewusstseins der Tiere mit einer je subjektiven Raumbühne. Das Pferd, das zum Sprung ansetzt, muss Höhe und Weite antizipieren und auf seiner *Raumbühne* perspektivisch vor-sehen. Das Tier, das um eine Mauer herumläuft, um zu seinem Fressen zu kommen, imaginiert den Ort seiner Nahrung und den möglichst kurzen Weg dorthin; sehen kann er ihn nicht. Diese perspektivische Raumbühne ist uns vertraut aus unserem eigenen Bewusstsein, wenn sie auch selten thematisiert wird, wir tun so, als lebten und bewegten wir uns ohne subjektives Zwischenstück im objektiven Weltraum. Aber das trifft nicht zu. Alle unsere Raumvorstellungen sind perspektivisch-subjektiv geordnet, und ebenso ist es bei Tieren, erst mit den Geometrie-Aufgaben und den nachfolgenden Methoden objektiver Raumbestimmungen werden Merkmale des Raumes vorgestellt, den wir für objektiv halten, bis wir Physik studieren.

Zu den wohlvertrauten Ausstattungen der höheren Lebewesen gehören die Empfindungen oder Wahrnehmungen der Nah- und Fernsinne. Der Hund riecht und sieht und imaginiert das Brot und den Braten. Diese Wahrnehmung wird gewöhnlich als eine sinnliche Leistung der Unterscheidung rekonstruiert, und wir denken uns dieses „krinein“ als konstitutiv für die Wahrnehmung; es wird in ihr etwas von etwas gänzlich oder spezifisch anderem unterschieden, etwa die Farbe von den Geräuschen und von anderen Farben. Diese Unterscheidung ist sinnlich immanent, sie hat nichts zu tun mit der Denkleistung, in die die Negation involviert ist. Klar wird dies bei Aristoteles und seiner raffinierten Analyse der Sinnlichkeit, die gegen das Denken abgesetzt wird. Tiere sind vielfältig auf die Unterscheidung von oben und unten und rechts und links angewiesen, aber dieses Unterscheiden ist keine denkerische Leistung, wenigstens nicht, wenn man sich ungefähr an die tradierte Wortbedeutung hält. Würmer denken nicht, und Denken ist nicht unterschieden, tout court – es fehlt das Wesentliche, was das Denken von anderen unterscheidenden Tätigkeiten auszeichnet. Die Sinnlichkeit ist gemäß Platon und Aristoteles den selbstbeweglichen Tieren zugänglich, das Denken dagegen ist nach ihnen sehr vernünftig den Menschen vorbehalten.

Die menschliche Sprache ist eine Form der Kommunikation, aber welche? Sie muss in der Menschheitsentwicklung irgendwann eingesetzt haben so wie jedes Organ der lebendigen Natur. Schon vor Darwin wurde zwar mit dem Gedanken einer natürlichen Genese der Sprache experimentiert, aber die Ergebnisse dieser Überlegungen von Lukrez oder Rousseau oder Herder konnten nicht überzeugen: Wie gelingt der Überschritt vom Jaulen und Pfeifen und Blöken zum Denken und Sprechen, von der Physiologie und Psychologie zur *Logik*? Darauf finden wir keine Antwort, und es nicht einmal die Frage genau gestellt. Auszuschließen sind

demnach die schon antiken Versuche, die Lautbildung der Tiere zugrunde zu legen und sie sich dann in Richtung menschlicher Sprache allmählich entwickeln zu lassen. Nach Alexander von Humboldt ist der Sprachsinn die dem Menschen angeborene Fähigkeit, Sprachen zu sprechen und zu bilden.2 Mit dieser göttlichen Geburtsurkunde kann man in der heutigen Wissenschaft nichts mehr anfangen, man muss sie annullieren und durch das Postulat einer irdischen Entwicklung ersetzen. Wie kam der Mensch zur Sprache und zum Denken unter den harten Bedingungen der natürlichen Auslese? Die Frage steht unausweichlich mit Darwin auf der Agenda, und sie ist bis heute nicht im Konsens gelöst.

Bevor wir zu einem Vorschlag der Genese des Sprechens oder mitteilbaren Denkens übergehen, muss noch festgesetzt werden, was genau gesucht wird, was wir unter Sprechen und dem mit ihm verbundenem Denken verstehen. Nicht jedes Plappern und Lispeln und Bellen mit der Unterstellung, der Hund denke jetzt, da komme jemand, ist ein Ausweis des Denkens. Die Affenmutter mahnt ihr Kind, aber das geschieht ohne eine Denkleitung und Moral. Wir nehmen dagegen an, dass die Möglichkeit, dass die z. B. hier niedergelegten Gedanken anderen Menschen als solche mitgeteilt und dass sie verstanden werden, zu jeder Sprache gehört. Sodann die Referenz auf etwas, was dieses Mitgeteilte selbst nicht ist, also ein sprachexternes „Das da“. Es muss von allen Angesprochenen sprachunabhängig identifizierbar sein. Und die Negation: „Tiere (sc. nicht-menschliche) können denken“ – „Tiere können nicht denken“: Sprachliche Äußerungen sollen damit widerspruchsfähig sein und den logischen Regeln unterliegen, alles im Gegensatz zum Singsang der Tiere, aber auch zu deren Duftmarken und Überschall-Schreien. Besonders die Operation der Verneinung ist bei Tieren nach den bisherigen Forschungen nicht zu finden. Nichts in der Natur, auch nicht die tierische Kommunikation, kann verneinen und sich selbst widersprechen und sich dazu durchringen, etwas als wahr oder falsch zu beurteilen. Tiere verfügen über psychologische Verläufe, aber kennen keine *Logik*. Wir warten auf Gegenbeweise, von Seiten der Tiere oder auch der menschlichen Kollegen.

Die Genese der Sprache und des Denkens in dem hiermit abgesteckten Sinn findet unter bestimmten Bedingungen statt, die die Forschung näher eruiert. Es muss ein Kranz von Vorleistungen der Natur erfüllt sein, die nicht schon unter der Vorsorge einer Ausstattung der Menschen mit bestimmten mentalen Kapazitäten und den physischen Mitteln stehen sollen; wir können nicht mit einer vorausplanenden Natur rechnen, wie dies z. B. in der antiken Stoa oder auch der neuzeitlichen Physikotheologie möglich war.

Nehmen wir an, der Mensch kann aufrecht gehen und lebt nicht mehr im Urwald, sondern in einem offenen Raum der Steppe oder Savanne. Nehmen wir weiter an, der Mensch kann das rohe Fleisch seiner Beute kochen und braucht keine starken Kiefer, sondern kann den Mund zur Artikulation von Lauten benutzen. Ob es dereinst eine Geschichte der Artikulation geben wird? Vielleicht, aber wir werden ihr nicht nachtrauern, denn ihre reale Entwicklung gibt es ganz sicher, ob erforscht oder unerforscht. Akzeptieren wir des Weiteren die These der Forschung, dass der Mensch mit dem aufrechten Gang auch die Fähigkeit entwickelt hat, mit einer der freigewordenen Hände zu zeigen; heute kann dies jedes Kleinkind und tut es mit Vergnügen, während die Tiere (ohne besonderes Training) nur auf den ausgestreckten Finger blicken. Mit dem Zeigegestus wird etwas Auffälliges dahinten ausgemacht und in den Fokus der Aufmerksamkeit der Hordenmitglieder gerückt.

Das Zeigen auf etwas, das in der Horde bekannt ist (der Löwe dort, nicht seine Zahnlücke, please), hat einen eigentümlichen epistemischen Status. Es wird von allen Menschen global verstanden; es bezieht die Aufmerksamkeit der Umstehenden intentional auf ein Etwas, das also für jeden identisch ist und damit als unabhängig

von der spezifischen Sicht des zeigenden Mitglieds, unabhängig auch von wechselnden Bedürfnissen der Individuen. Vielleicht kann man von einem Proto-Objekt sprechen. Es begegnet nicht in der Palette der Sinnesorgane und der diversen Kommunikationsformen, mit denen Lebewesen vernetzt sind. Insofern ist das Zeigen kein Ausgeben eines natürlichen Zeichens, sondern ein erster symbolischer Akt.

Die Dominanz der analytischen Philosophie führt dazu, dass dieser Eröffnungsakt der Subjekte zu einem externen Gegenstand nicht in seiner Neuigkeit begriffen wird. Es wird so weggedacht wie die Kantische Entdeckung einer den Begriffen gleichwertigen autonomen Sinnesform überhaupt. Raum und Zeit sind durch keine Begrifflichkeit erreichbar, niemand kann erklären, was sie sind. Was ist die Zeit? Wenn ich gefragt werde, weiß ich es nicht. Was ist der Raum? Wenn ich gefragt werde, weiß ich es nicht, aber ich kann ihn durchschreiten. Es existieren nur die analytischen Begriffe mit ihren Vernetzungen, die uns jedoch trotz Chomsky und Pinker nicht zum Denken und Sprechen führen. Das Hinsehen und das räumliche Zeigen lassen sich durch keine noch so komplizierten Begriffskonstruktionen ersetzen. Wer an die Stelle des Zeigens und Hinsehens das Dechiffrieren analytischer Formeln setzt, wird entsprechend nie zum Ursprung menschlichen Denkens und Sprechens gelangen.

Die Entdeckung einer optisch auffälligen Bewegung am Horizont ist natürlich in eine affektive Erregung involviert, die Entdeckung wird durch das Zeigen allen anderen mitgeteilt, und die einzige Möglichkeit einer Intensivierung und Präzisierung ist die lautliche Äußerung, das Rufen. Kein anderer Sinn kann noch mobilisiert werden. Die lautliche Äußerung selbst kann an die Affektlaute im Nahbereich anknüpfen und allmählich ein bestimmtes Profil gewinnen, das dann von allen anderen auch in bestimmter Weise rezipiert wird; der Laut wird allmählich zum Wort mit der Referenz im Anschluss an das Zeigen. Und hier die Negation; die rudimentäre Aussage provoziert den Einspruch eines der umstehenden Hordenmitgliedes. Hiermit sind die entscheidenden Schritte getan. Der Laut, der das Gezeigte akustisch markiert; er wird durch einen weiteren Laut charakterisiert als Anzeige von Gefahr, sodann der Einspruch, der das „ist“ negiert: „ist nicht“. Mit dieser leicht nachvollziehbaren Struktur haben wir das Gebiet der bloß natürlichen Phänomene verlassen, haben ein Urteil gebildet und sind übergetreten in die Logik. Es handelt sich natürlich nicht um ein einmaliges Ereignis, wie immer wieder unterstellt wird, sondern um einen Handlungs*typ*, der sich wiederholt und sedimentiert. Nur so kann die skizzierte Situation relevant werden. Das mitteilbare Denken ist auf die Urteilsstruktur angewiesen, ob es sich nun um moralische Direktiven, Wünsche, Gebete oder andere nicht-animalische Äußerungen handelt; es muss immer ein Etwas dasein, *über* das gedacht und gesprochen wird, die Mitteilung ist auch dann öffentlichkeitsfähig, wenn sie sich intim einem Du zuwendet, von Angesicht zu Angesicht. Wenn die Äußerungen spezifisch menschlich sein sollen, stehen sie dennoch unter der Obhut der Logik.

Zur Negation: Sie wird bei Aristoteles der Bejahung zur Seite gestellt, und wer die ersten Rudimente des Sprechens und Denkens aufsucht, wird das Bejahen und Verneinen gleichermaßen an den Anfang stellen. Eine formale Logik ohne Negation ist problemlos möglich, aber das ist hier nicht die Frage. Wir suchen nach einem Denkvorgang, dessen öffentliche Mitteilung wir *Sprechen* nennen. Dieses Sprechen soll in die Öffentlichkeit integriert sein; damit ist die bloße Addition positiver Aussagen überwunden durch eine Rückbeziehung anderer Sprecher auf die erste Aussage; der gesuchte Akt ist keine beliebige weitere Aussage, auch kein Echo in der Weise des Nachplapperns, sondern der Negation, die alternativ auch eine Bejahung sein kann. Alle weiteren Schritte des Denkens und Sprechens sind Ausdifferenzierungen dieses Beginns. Es scheint, dass es zu dieser Rekonstruktion der Sprach- und Denkgenese keine Alternative gibt.

Literaturverzeichnis

Brandt, Reinhard (2009): *Können Tiere denken*? *Ein Beitrag zur Tierphilosophie*, Frankfurt am Main

Brandt, Reinhard (2013): *Können Tiere sich widersprechen*? In: Philosophicum Lech. *Tiere*. *Der Mensch und seine Natur*, hrsg. von Konrad Paul Liessman, Wien, 174-226.

Reinhard Brandt (2013): *Wahrnehmen*, *Fühlen*, *Verhalten*, *Denken* – was können Tiere? In: Peter Janich (Hrsg.): *Der Mensch und seine Tiere*, Stuttgart.

Welsch, Wolfgang (1987): *Aisthesis*. *Grundzüge und Perspektiven der Aristotelischen Sinneslehre*, Stuttgart.

Trabant, Jürgen (2012): *Weltansichten*. *Wilhelm von Humboldts Sprachprojekt*, München.

(Endnotes)

1 NT

2 Trabant 2012, 256.

Zum Autor

Prof. Dr. Reinhard Brandt, geb. 1937. Bis 2002 Prof. für Philosophie an der Universität Marburg. Zahlreiche Gastprofessuren, u. a. in Canberra, Caracas, Padua, Rom, München; Christian Wolff Prof. in Halle; Mitglied der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Universität Frankfurt, korr. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen; Wissenschaftskolleg Berlin 2005.

Kontakt: brandt2@staff.uni-marburg.de

IZPP^Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Tiere meditieren nicht.
Autosuggestion und Vorstellungsraum. Meditative Übungen als Zugang zur Anthropologie

Dietrich Krusche

Zusammenfassung

Der folgende Argumentgang setzt Autosuggestion mit Wahrnehmungstheorie und Positionen der Philosophischen Anthropologie in Beziehung. – Vergleicht man die Übungsvorgaben von J. H. Schultz zum „Autogenen Training“ (1935) mit den Vorgaben von J. Kabat-Zinn zur körperbezogenen Meditation (1990/2011) werden zwei Orientierungskonzepte unterscheidbar. Während Schultz auf bestimmte Organbereiche/Körperteile Bezug nimmt, lässt Kabat-Zinn den Atem durch den *Körper-Innenraum* wandern. Das zweite Konzept ist heuristisch insofern ergiebig, da sich daran ablesen lässt, dass wir uns im Vorstellungsraum mit Hilfe der gleichen räumlichen Schemata orientieren wie im Wahrnehmungsraum. (1) Diese Beobachtung lässt sich mit Positionen der Anthropologie heute verknüpfen: der Theorie A. R. Damasios zur Evolution des menschlichen Bewusstseins (1999) ebenso wie der Theorie M. Tomasellos zu den Ursprüngen der menschlichen Kommunikation (2011) und der Hypothese W. Singers, dass die Evolution der Leistungsfähigkeit des Organs Gehirn nicht unabhängig von der „Kommunikation der Gehirne“ diskutiert werden könne (2002) – einer Hypothese, die wiederum mit Annahmen der Sprachphilosophie kompatibel ist. (2) Die bei diesem interdisziplinären Diskurs gewonnene Begrifflichkeit lässt sich auf einige aktuelle Probleme anwenden, die sich aus unserer Beanspruchung durch die *virtuellen Medien* heute ergeben. (3)

1 Zur Meditationserfahrung

1.1 Zwei Entspannungskonzepte

In seinem *Übungsheft für das autogene Training* (1935) gibt Johann Heinrich Schultz Anleitungen zur einer „Umstimmung“ unseres Organismus. Was es zu dämpfen gilt, sind die „inneren Regungen“, die nicht nur störend sind, sondern zerstörerisch werden können: Ärger, Heftigkeit, Angst. Die Hypothese dafür, dass die Umstimmung gelingen kann, lautet: „Autogenes Training (...) beruht auf dem Grundgesetz, dass der Mensch hier in dieser Welt nicht aus zwei getrennten Teilen, einem irdischen Leib und einer unsterblichen Seele besteht, sondern *ein einheitlich lebendiges Wesen*, *ein beseelter Organismus* ist“ (1935/1969, 7, 10, Hervorhebung im Original). Die sechs Vorgaben für den Übenden lauten: „Der rechte (linke) Arm ist ganz schwer“, „Arme und Beine sind warm“, „Herz schlägt ganz ruhig und kräftig“, „Atmung ganz ruhig, es atmet mich“, „Sonnengeflecht strömt ruhig und warm, „Stirn angenehm kühl“ (ebd., 11).

Alle Vorgaben bestehen darin, dass ein gegebener Zustand in einen anderen, den erwünschten, zu überführen ist. Die Zielvorgabe sagt mir, dem Übenden, wie ich die Wahrnehmung des betreffenden Organbereichs bzw. Körperteils zu verändern habe: dass der anvisierte Arm sich (noch) „schwerer“ anfühlen soll als vorher, dass die Arme und Beine (noch) wärmer werden sollen, als sie es waren, dass die Stirn (noch) kühler werden soll. In dieser Vorgabe steckt ein Risiko, das Schultz selbst gesehen hat: dass bei dem Versuch, das Gelingen der Übung zu überprüfen, eine Verspannung eintreten kann. Dem versucht er vorzubeugen: „In der Übung soll

nie krampfhaft eine Einzeleinstellung erzwungen oder gewaltsam festgehalten werden.“ Stattdessen solle der Übende „gewissermaßen lässig in den Innenerlebnissen spazieren gehen und sie auf sich zukommen lassen“ (23). Aber das Problem bleibt.

Vergleicht man diese Vorgaben mit solchen, die sich auf eine buddhistische Tradition berufen, ist ein Unterschied bemerkenswert. In seinem Buch *Gesund durch Meditation* (1990/2011) unterscheidet Jon Kabat-Zinn drei Übungsformen, von denen eine, der „Body-Scan“, dem „Autogenen Training“ sehr nahe kommt.

Auch hier geht es um das Wahrnehmen der verschiedenen Körperregionen mit dem Ziel, insgesamt zu einer Entspannung zu kommen, aber die Vorgabe dazu besteht nur darin, die einzelnen Körperregionen überhaupt erst *vorzufinden*. Der Übende soll Becken, Bauch, Brust, Hals, Gesicht, Hinterkopf usf. „in der Vorstellung erforschen“ (83). Zum Ansteuern der Körperregionen soll er seinen Atem einsetzen. In der Tat, keine andere Körperfunktion können wir so deutlich wahrnehmen wie den Atem. *Was* an den betreffenden Körper-Orten jeweils zu empfinden ist, wird bei Kabat-Zinn nicht gesagt – jedenfalls wird keine qualitative oder quantitative Veränderung des *vorgefundenen Empfindens* angeregt, jede inhaltliche Festlegung wird vermieden. Die Ansteuerung der einzelnen Körperregionen durch den Atem soll uns lediglich zu der Erfahrung verhelfen, dass unser Körper *da* ist.

Dass dem Atem – im Sinne von Kabat-Zinn - die Funktion des ‚Pfadfinders‘ zufällt, ergibt sich aus einer leicht überprüfbaren physiologischen Tatsache: Ich atme immer, ob ich den Atem wahrnehme oder nicht, aber wenn ich ihn beachte, ist er hinreichend deutlich spürbar, deutlicher als etwa der Herzschlag. Er ist, so kann man sagen, das naturhaft gegebene Eingangstor zur körperlichen Selbstwahrnehmung. Daraus ergibt sich die Gewissheit, dass ich das Ziel der Meditation, den Atem wahrzunehmen, gar nicht verfehlen kann: „Versagensängste sind überflüssig, weil man kaum darin versagen kann, im Jetzt anzukommen“ (95).

1.2 ‚Störungen’ als Teil der Meditation

Aber auch unter dieser ‚anspruchslosen’ Anleitung erreiche ich das Meditationsziel nicht ohne weiteres und nicht zuverlässig. Ich erlebe Störungen, Abschweifungen, Ablenkungen, die zur Meditation dazuzugehören scheinen. Was mich stört, sind meine eigenen ‚Gedanken‘, also Aktivitäten meines Bewusstseins, die sich auch dann vollziehen, wenn sie unerwünscht sind. Was es mit diesen dazutretenden, mitlaufenden Bewusstseinsregungen auf sich hat, kann erst einmal dahingestellt bleiben, aber dass sie mit den gerade fokussierten sinnlichen Wahrnehmungen interferieren, womöglich gar *konkurrieren* können, scheint eine problematische Disposition von uns Menschen zu sein, die nicht nur beim Meditieren aktuell wird. Man kann daher das Meditieren als eine Antwort auf unsere *condition humaine* begreifen.

Kabat-Zinn bespricht das Gelingen der Übungen einerseits, die Störungen andererseits in zwei verschiedenen Sprachregistern. Wenn eine Übung richtig gemacht wird, gelingt sie, und wenn sie gelingt, hat sie Folgen, die so wünschenswert wie definierbar sind. Das Gelingen ist im Register einer Vorgangsbeschreibung formuliert, in der es einen Akteur gibt, der zugleich Beobachter und Sprecher ist, und ein Beobachtungsfeld:

> Wir beginnen bei den Zehen des linken Fußes und bewegen uns langsam durch das ganze Bein aufwärts. Dabei versuchen wir alle Empfindungen wahrzunehmen, während wir den Atem unbeirrt in die einzelnen Bereiche lenken. Vom Becken aus begeben wir uns in die Zehen des rechten Fußes und wieder zurück ins

> Becken. ... Als nächstes atmen wir in die Finger beider Hände hinein. Dann bewegen wir uns durch beide Arme gleichzeitig aufwärts in die Schultern, von dort weiter in den Hals, das Gesicht, den Hinterkopf und den Scheitel (83).

Ganz anders die Formulierung der Störungen. Hier erhalte ich Ratschläge von einem Lehrer, der mir seine Erfahrungen anbietet. Sie rechnen mit der systemischen Schwäche des Übenden: seiner Ablenkbarkeit, seiner Neigung, sich Vorstellungen hinzugeben, die ihn aus dem ungeteilten Anwesendsein im *Hier-und-Jetzt* herausfallen lassen. Die Sprechweise hat daher die Emphase der Ermutigung, ja des Tröstens in sich aufgenommen:

> Egal wie fest man entschlossen war, den Atem zu beobachten, plötzlich stellt man fest, dass man den Atem vergessen hat und sich anderen Dingen widmet. Anstatt diese Tendenz nun zu beklagen, wird sie einfach akzeptiert, und ohne zu murren holt man die Aufmerksamkeit immer und immer wieder zurück. (...) Neben unangenehmen körperlichen Empfindungen sind es vor allem Gedanken, die uns während der Meditation ablenken (74ff.).

Das, was uns von der Meditation ablenkt, der Gedankeninhalt, ist nur pauschal angesprochen, es kann alles sein, was zur Wahrnehmung des Atems hinzutritt. Eine Unterscheidung immerhin wird angedeutet: Während die „unangenehmen körperlichen Empfindungen“ mit der Atemwahrnehmung sozusagen ‚gleich auf gleich’ konkurrieren, ist es mit den „Gedanken“ anders. Sie ziehen mich von aller körperlichen Wahrnehmung gleichermaßen ab. Sie tun das, indem sie mich in einer anderen Weise beanspruchen – nicht in meiner sensitiven (Selbst-)Wahrnehmung, sondern in meinem *Vorstellungsvermögen*. Was hat es mit dem spannungsvollen Verhältnis zwischen der – durch das Körpergefühl gesicherten – Präsenz im *Hier-und-Jetzt* einerseits, den davon abziehenden ‚Gedanken’ andererseits auf sich?

Um das zu erläutern, benutzt Kabat-Zinn einen metaphorischen Rahmen: den einer kommunikativen *Interaktion*. Die Instanz, die Kabat-Zinn in der ‚ersten Person‘ agieren lässt, „ich“ bzw. „wir“, sieht sich solchen Akteuren im Bewusstsein gegenüber, die „mich“/„uns“ in dem Erleben der reinen Gegenwart stören. Über diese Mit- und Gegenspieler habe „ich“ keine Macht. Ja, der Versuch, ihnen autoritär zu kommen, macht alles nur noch schlimmer. Diese Störenfriede scheinen eigenen Gesetzen zu folgen oder auch nur ihrem Eigenwillen, ihrer Impulsivität, ihrem triebhaften Zwang. Kabat-Zinn vergleicht sie mit einer „Horde wilder Affen“, Mittieren zwar, aber Angehörigen einer anderen Spezies:

> Nur weil man den Entschluss gefasst hat, den Atem zu beobachten, heißt das noch lange nicht, dass der Verstand sich auch daran hält. Ein Gedanke folgt dem anderen, meist völlig willkürlich und unzusammenhängend. Manchmal hat man das Gefühl, von einer Horde wilder Affen heimgesucht zu werden. (...) Grundsätzlich sind Gedanken weder gut noch schlecht. Was zählt, ist einzig, ob man sich ihrer während der Meditation bewusst ist und wie man mit ihnen umgeht. Jeder Versuch, sie zu unterdrücken, wird in noch größerer Anspannung und Enttäuschung enden (ebd.).

Metaphern für unsere intrapersonalen Verhältnisse, die dem *inter*personalen (sozialen) Leben entnommen sind, finden sich auch in der abendländischen Seelenlehre. Die bekannteste ist das Dictum Sigmund Freuds: „ ... dass das Ich nicht Herr im eigenen Haus“ sei. (*Widerstand gegen die Psychoanalyse*, 1925). Der konzeptuelle Unterschied ist freilich unübersehbar: In Freuds Metapher gehört zu der Rolle des „Hausherrn“ eine ihr funktional zugehörige Autorität. Er ist es, der ‚eigentlich‘ bestimmen sollte, und das faktische Durcheinander

erscheint als eine Art Ordnungsstörung, die zu überkommen ist. Sicher, auch Freud rät nicht zur Unterdrükkung der unbewussten Antriebe und Zwänge, aber in der Empfehlung, wie die Ordnung im „eigenen Haus" herzustellen sei, klingt etwas von dem Glauben an die Erhellungs- und Durchdringungsmacht der menschlichen Rationalität an: „Wo Es ist, soll Ich werden".

1.3 Die Orientierung im Körperraum

Kehren wir noch einmal zu den Vorgaben zurück, die eine buddhistisch fundierte Meditationslehre für die Atemwahrnehmung macht. Der Atem soll in der Dynamik beachtet werden, die er bei seiner Bewegung zu den einzelnen Körperregionen hin entfaltet. Dabei wird ein Orientierungsschema aktiviert, das einen *Ober*- und einen *Unter*körper, einen *Vorder*- und einen *Hinter*kopf unterscheidet. Dem entsprechend können Bewegungs*richtungen* vorgegeben werden: „Wir beginnen bei den Zehen des *linken* Fußes und bewegen uns langsam durch das Bein *auf*wärts. (...) Vom Becken aus begeben wir uns in die Zehen des *rechten* Fußes und wieder zurück ins Becken, dann weiter *auf*wärts durch den Rumpf, die Lenden, den Bauch, (...) die Brust bis in die Schultern" (83 – meine Hervorhebungen, D. K.).

Während ich die Atembewegung so durch meinen Körper wandern lassen, vollziehe ich einen Übergang: Die Empfindungen im Nähebereich zum Atemzentrum sind deutlicher als die in den entfernteren Körperbereichen. Dieser Übergang wird, je öfter ich diese Atemmeditation vollziehe, immer weniger spürbar. Nun kann ich mir, wenn ich über meine Meditationserfahrungen nachdenke, klarmachen, dass die Atembewegung die Zehenspitzen oder den Hinterkopf kaum erreichen kann. Trotzdem erlebe ich beim Meditieren genau das. Die Atembewegung ist, je weiter ich in der Übung voranschreite, auch da spürbar, wo sie, physiologisch gesehen, gar nicht hingelangen kann. Ich kann sogar, wie Kabat-Zinn es anregt, den Atem durch ein „Loch in meiner Schädeldecke" eintreten und ganz durch mich hindurch hindurchströmen lassen, wobei das Atemzentrum als saugende und blasende Instanz wirkt. Offenbar verhilft mir mein Vorstellungsvermögen, genauer: die *Vorstrukturierung meiner Vorstellungstätigkeit*, dazu, mein Körper-Inneres als einen Innen-*Raum* wahrnehmen. Die Orientierung darin geschieht analog zu meiner Orientierung im Außenraum, bei der das Nähe-Ferne-Verhältnis und die paarigen Schemata *oben/unten, vorn/hinten*, *rechts/links* auf die Position bezogen sind, die *ich* gerade einnehme.

Das verweist auf einen merkwürdigen Zusammenhang: Wir orientieren uns in unserem Körper-Inneren, indem wir uns auf einen Ausgangspunkt (rück)beziehen, der physiologisch ausmachbar ist: *die Stelle*, *an der die Atemwahrnehmung am deutlichsten wird*, ein Bereich in der Gegend des Zwerchfells. Aber folgt daraus, dass die Gegend um das Zwerchfell mit dem Orientierungszentrum identisch ist, auf das wir uns auch bei unserer Orientierung im Außenraum beziehen? Hat der Bezugspunkt der Orientierung, auf den ich mich bei der Orientierung im Innen- und Außenraum gleichermaßen beziehe, ein organisches Substrat?

Aus der Kulturgeschichte wissen wir, dass in verschiedenen Gesellschaften die Individuen, wenn sie die Bezugnahme auf *sich selbst* gestisch untermalen wollen, durchaus verschiedene Körperregionen markieren. Manche zeigen auf ihre Nasenspitze, also auf einen markanten Punkt in der Nähe ihres Bewusstseinsorgans, des Gehirns, andere auf ihre Brust, den Sitz der Lebenskraft, das Herz. Neuerdings hat die Neurophysiologie noch eine andere Körperstelle als den Bezugspunkt der anschaulichen Orientierungen benannt: den Platz „hinter den Augen". Da der Mensch zuallererst ein „Augentier" sei, projiziere unser Vorstellungsvermögen den *ich*-Punkt für die äußere und innere Wahrnehmung in die Gegend der Seh-Organe (Henrik Ehrsson et al. in: Science, 1048/1096; vgl. auch Dietrich Krusche: *Das Ich-Programm. Ein Versuch zur Ersten Person,* 2010).

Offenbar ist keine bestimmte Körperregion als physiologische Grundlage meiner Orientierungen auszumachen. Das Wort *ich* scheint ebenso ‚beweglich' zu sein wie die anderen Zeigeworte (*hier*, *jetzt*, *dort*, *später* usf.), die nur *relational* gelten. Was stabil zusammenhängt, sind lediglich die Schemata der Orientierung untereinander, wobei die drei Markierungen *ich-jetzt-hier* die zentrale Einheit bilden, auf die alle anderen Angaben bezogen sind. (Auf diesen Sachverhalt/Sprachverhalt wird noch zurückzukommen sein.)

1.4 Die „Freiheit“ der ‚Gedanken'

Während der Meditation mache ich die Erfahrung, dass mein Bewusstsein sich unabsichtlich, ja gegen meinen ‚Willen' mit allem möglichen anderen beschäftigt. Das Beunruhigende daran: All das, was sich mir da aufdrängt, hat mit meiner Lebenswirklichkeit, mit *mir selbst* zu tun: Erinnerungen, Phantasien, Befürchtungen, Sehnsüchte, Hoffnungen usf. Das wechselt ständig, alles mischt sich mit allem: Vitales, Alltagsproblemen, soziale Verflechtungen, Familiäres, berufliche Belange, ja es können Dinge auftauchen, von denen ich gar nicht wusste, dass es sie gibt – dass es sie für mich gibt, dass sie in *meiner Welt* existieren.

Nun, die „Flüchtigkeit“, „Freiheit“, „Schnelligkeit“ der Gedanken ist bekannt. Sie ist schon früh in der Philosophiegeschichte reflektiert worden und ins Liedgut, in Sprichworte und Redensarten eingegangen: „ ... sie fliegen vorbei wie flüchtige Schatten, kein Mensch kann sie wissen, kein Jäger erschießen ...“ Beim Meditieren begegnen mir diese Merkmale in exemplarischer Deutlichkeit. Dabei lässt sich eine aufschlussreiche Beobachtung machen: Gerade weil die einschießenden Gedanken ungerufen sind, weil ich nicht weiß, warum sie sich einstellen, sind sie schwer abzuwehren. Gerade weil ich sie in ihrer Motivation nicht bestimmen kann, machen sie, was sie wollen. Und gerade weil sie sich aus meinem Verhältnis zu mir selbst heraus erzeugen, erscheint ihre Widerspenstigkeit mir fremd – das Gefühl, das Kabat-Zinn mit der Metapher der „Affenhorde“ beschreibt. Einfälle, Reflexionen dagegen, die weniger mit *mir selbst*, mehr mit einer *Sache*, etwas Fachlichem, einem Technikum oder einer wissenschaftlichen Methodik zu tun haben, scheinen besser abgrenzbar und damit leichter von den Wahrnehmungen *hier-und-jetzt* abwehrbar zu sein.

Wie kommt es zu diesen Spannungen in uns?

Lassen wir den Rekurs auf das Unbewusste einmal beiseite und fragen uns, *wovon* die ‚Gedanken' eigentlich frei sind? Eine Antwort wäre, dass sie der Einsehbarkeit durch andere entzogen sind. Aber um den intersubjektiven Aspekt geht es hier nicht. Eine andere Antwort wird möglich, wenn wir vom Ziel der Meditation selbst ausgehen, der Beschränkung unserer Wahrnehmungstätigkeit auf die reine Gegenwart, den Bezug auf unsere Körperlichkeit – unsere Materialität. Eben davon sind die ‚Gedanken' frei. Unser Körper ist es, über den wir eingebettet sind in das physikalische Raum-Zeit-Kontinuum.

Macht man sich das klar, stößt man auf einen prekären Zusammenhang, der für uns Menschen, zumal unser Verhältnis zu uns selbst, charakteristisch ist. Das, was Meditation überhaupt erst möglich macht, die Introjektion unserer Wahrnehmungsperspektive, unser „inneres Auge“, ist zugleich das, was mich zur Meditation nötigt und mich als Störung bis in meine meditativen Übungen hinein begleitet. Nur wir Menschen verfügen über ein Bewusstsein, das sich seine (*Meta-)Repräsentationen* von Wirklichkeit in Abkopplung vom Raum-Zeit-Kontinuum zu erzeugen vermag. (Das gilt erst recht für die Zusammenhänge der Satzlogik, die semantischen Hierarchien und die Logik der Mathematik, die hier nicht zu thematisieren sind.) Dieser Fähigkeit verdanken wir unseren Erfolg als Gattung ebenso wie unser problematisches Verhältnis zu uns selbst, das wir im

Verlauf unserer Geschichte erzeugt haben: Wahrnehmen können wir nur das, was *jetzt-hier* um uns herum ist, vorstellen können wir uns *jederzeit und überall* alles. Trotzdem besteht ein Zusammenhang. Bei beiden Tätigkeiten bearbeiten wir dasselbe Material. Der Satz der englischen Empirikers John Locke: „Nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu“ („Nichts ist in unserem Bewusstsein, was nicht vorher in unserer sinnlichen Wahrnehmung war“), hat seine Geltung nicht verloren - auch wenn wir heute dazu neigen, ihn nicht auf unsere individuelle Lebensgeschichte zu beschränken, sondern unsere Gattungsgeschichte einzubeziehen.

Vor allem buddhistische Denktraditionen haben sich mit dieser problematischen Variante des Selbstbezugs befasst. Hinter dem Meditationsziel der Konzentration auf das *Hier-und-Jetzt* steht ein größeres: das *Leer*werden von all dem, was mit *Ich* zu tun hat. Die moderne abendländische Philosophie hat etwas anders akzentuiert. In der problematischen Restmenge, die sich kontrastiv zum reinen *Hier-und-Jetzt* ergibt, findet sich Heideggers „Sorge“ ebenso wie die von anderen Denkern des Existentialismus anvisierte (Todes-)Angst.

Offenbar dient die Meditation, ob mehr „östlich“ oder mehr „westlich“ motiviert, eben dazu, die Fähigkeit von uns Menschen zu kompensieren, die unsere Spezies begründet hat: Bewusstseinszusammenhänge zu bilden, die vom Raum-Zeit-Kontinuum entkoppelt sind. Tiere meditieren nicht – weil sie es nicht nötig haben.

2 Zur Anthropologie heute: Die beiden Funktionskreise von *ich*

Die Frage, wie sich das spezifische Menschliche entwickelt hat, wird in der Anthropologie heute vor allem in zwei methodischen Kontexten erörtert: in der Frage nach der Evolution des je singulären menschlichen *Bewusstseins* und in der Frage nach den Ursprüngen der menschlichen *Kommunikation*. Schon Wolf Singer hat vermutet, dass eins nicht ohne das andere erörtert werden kann:

> Mir scheint, dass die Ich-Erfahrung bzw. die subjektiven Konnotationen von Bewusstsein kulturelle Konstrukte sind, soziale Zuschreibungen, *die dem Dialog zwischen Gehirnen entwuchsen und deshalb aus der Entwicklung einzelner Gehirne nicht erklärbar sind*. Die Hypothese, die ich diskutieren möchte, ist, dass die Erfahrung, ein autonomes, subjektives Ich zu sein, auf Konstrukten beruht, die im Laufe unserer kulturellen Evolution entwickelt wurden, Selbstkonzepte hätten dann den Status einer sozialen Realität (Der *Beobachter im Gehirn*, 2002, 73, meine Hervorhebungen, D. K. – Vgl. auch das eben erschienene Buch von Wolfgang Prinz: *Selbst im Spiegel,* 2013.).

2.1 Die Evolution des menschlichen Bewusstseins

Einer von denen, die das Menschliche aus der Evolution der Hirntätigkeit abzuleiten versuchen, ist Antonio R. Damasio. Er geht dabei von einem Begriff aus, der geeignet ist, Wahrnehmung zu strukturieren: der *Grenze*.

Dieser Begriff – Damasio ist Physiologe – steht bei ihm in einem biologischen Kontext und gilt nicht für die unbelebte Materie, z. B. einen Stein, der durch ‚Ecken‘, ‚Kanten‘ und ‚Oberflächen‘ begrenzt ist. Damasio benutzt ihn dazu, die Körperbezogenheit des menschlichen Bewusstseins zu begründen. Der wichtigste Aspekt der ‚Begrenzung‘ eines Lebewesens ist für ihn die Trennung zwischen *innen* und *außen*. Die Einheiten, um die es dabei geht, sind organisch definiert. Sie organisieren und erhalten sich durch Prozesse der Rückkopplung:

> Ein Schlüssel zum Verständnis lebender Organismen – egal, ob sie aus einer Zelle oder aus vielen Milliarden bestehen – ist die Definition ihrer Grenze, die Trennung zwischen dem was, *drinnen* und was *draußen*

> ist. Die Struktur des Organismus befindet sich innerhalb der Grenze, und das Leben des Organismus wird definiert durch die Erhaltung innerer Zustände innerhalb der Grenze (1999, 166).

Im Menschen ist diese Grenze „zu Bewusstsein“ gekommen. Das befähigte ihn, die Objekte der Außenwelt sich *gegenüber* zu sehen, so dass er sie benennen und abbilden konnte. Als frühesten Beleg für diese Fähigkeit kann man die Höhlenmalereien ansehen. Ihre Schöpfer hatten gelernt, die wichtigsten Objekte ihrer Außenwelt, Beute- und Raubtiere, mit ihrem „inneren Auge“ so dauerhaft zu fixieren, dass sie an einen anderen Ort, in eine nur künstlich beleuchtete Höhle, mit hinabgenommen werden konnten.

Das Argument, das zu allererst ein gattungsspezifisches Merkmal begründet, dient Damasio auch zur Ableitung der Individualität des menschlichen Bewusstseins: „Ein Körper, eine Person: die Wurzeln der Singularität des Selbst“ (174), und er bindet diese an die *Relativität der Wahrnehmung*. Alle Erfahrungen, die wir machen, von der Verarbeitung sinnlicher Reize bis hin zu „bewussten Vorstellungen“, seien deshalb unikal, weil sie sich *in Raum und Zeit* vollziehen und an eine Position im Raum-Zeit-Kontinuum gebunden sind.

Um die Relativität auch der ‚inneren Wahrnehmung’ plausibel zu machen, führt Damasio den Begriff der „Perspektive“ ein und wendet sich dabei einer direkten Anrede an jeden Einzelnen seiner Leser:

> Alles, was in Ihrem Geist vor sich geht, geschieht relativ zu der Zeit, in der sich Ihr Körper befindet, und relativ zu dem Ort im Raum, der von Ihrem Körper eingenommen wird (...) , stets ist Ihr Körper der Bezugspunkt (177).

Wie die Perspektivik der Wahrnehmung sich im Verlauf der Kultur-, insbesondere der Sprachgeschichte konkretisiert hat, wird von Damasio ausgespart. Aber er diskutiert den Prozess, wie unser Gehirn organisch-sinnliche Wahrnehmung in Meta-Repräsentationen überführt. Wie hat man sich diejenige Tätigkeit des Gehirns vorzustellen, bei der sich beide, der Organismus und das jeweilige Objekt, zur Geltung bringen? Damasio unterscheidet zwischen zwei Arten von Objekten, „äußeren“ und „inneren“. Unter „inneren Objekten“ versteht er die Wahrnehmungen, die der Organismus bei und von seinem eigenen Funktionieren macht. Das Problem, das sich ihm bei dieser Annahme stellt, ist nicht so sehr die Repräsentation der Objekte, äußerer wie innerer, sondern die Interaktion, die sich zwischen dem Organismus und den Objekten der Wahrnehmung vollzieht. Agiert doch das Organ Gehirn *innerhalb* des Organismus, der mit dem jeweils wahrgenommenen Objekt interagiert.

Zur Beantwortung dieser Frage führt Damasio den Begriff des „sich entwickelnden Selbst“ ein, wobei die Entwicklung von „biologischen“ zu „bewussten“ („geistigen“) Repräsentationen verläuft. In diesem Prozess vollzieht sich die Evolution von organischen Rückkopplungsschleifen über tierliche zu menschlichen Formen des *Selbstbezugs*.

„Geistige“ Repräsentationen (die Wahrnehmungen im Vorstellungsraum) strukturieren sich nach denselben Orientierungsschemata wie die Wahrnehmungen, die unsere Sinnesorgane uns liefern. Der Bezugspunkt für *alle* Orientierungen bleibt an eine Position gebunden, die innerhalb unseres Körpers liegt.

2.2 Die Anfänge der menschlichen Kommunikation

Aber es gibt noch eine andere Dimension der *Abgrenzung* des menschlichen Individuums, eine, die nicht gegenüber den Objekten der Außenwelt vollzogen wird, sondern gegenüber den anderen Individuen der glei-

chen Gattung, den *Mit*-Menschen. Hierbei trennt sich die Kommunikationsrolle des Sprechers *ich* von der Partner-Rolle *du*. Bezieht man sich auf diesen Aspekt der Abgrenzung des Menschen von etwas außerhalb seiner selbst, fragt man nach den Ursprüngen menschlicher Kommunikation.

Auch Michael Tomasello mit seinem Buch *Origins of Human Communication* (2008, dt. Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation, 2011) nähert sich seinem Thema über den Bezug auf visuell Wahrnehmbares – über den *gestischen Kanal* der Kommunikation, zumal über den Zeigegestus. Sein Datenmaterial gewinnt er aus Beobachtungen an Kleinkindern heute, die schon mit etwa zwölf, dreizehn Monaten, in der Entwicklungsphase also, in der sie auch frei zu laufen und sich ihren eigenen Bewegungsraum zu erobern lernen, mit ausgestrecktem Zeigefinger auf alles mögliche in ihrer Umgebung zu zeigen beginnen.

Tomasello ist nicht nur Entwicklungspsychologe, sondern auch Primatenforscher. Seine Argumentation ist daher stark durch den Vergleich des menschlichen Kleinkindes mit der gestischen Kommunikation der Schimpansen bestimmt. Seine zentrale These: Während die Zeigegeste von den Primaten immer in ihrem eigenen Interesse, zu ihrem eigenen Nutzen verwendet wird, kann es beim Kleinkind in *kooperativer Absicht* geschehen. Einer für die Tierwelt charakteristischen „egoistischen“ Handlungsabsicht tritt, so Tomasello, in der Evolution des Menschen eine „uneigennützige“, „altruistische“ gegenüber. Damit erhält die Bestimmung des Unterschieds zwischen Tier und Mensch von Anfang an eine ethische Dimension.

Aber dieses sozialethische Postulat, das Tomasello mit seiner Entdeckung der ‚Ursprünglichkeit` des Zeigens verbindet, ist nicht das, was hier von Bedeutung ist. Vielmehr geht es um die evolutionäre Voraussetzung, die den Zeigeakt erst möglich gemacht hat: das menschliche Individuum, das *zeigen* konnte, musste die Fähigkeit (das körperlich basierte *ich*-Gefühl) entwickelt haben, sich als eine *Position* zu begreifen, von der aus die orientierende Geste wirken konnte. Erst die Verinnerlichung von *ich-jetzt-hier* macht den Zeigeakt möglich, der die Aufmerksamkeit des Kommunikationspartners auf etwas hinlenkt: *dort*!

Bei Tomasello wird dieser Doppelbezug im Zeigeakt mit dem Begriff der „Aufspaltung“ angesprochen. Eine Vorstufe dafür sieht er in den „aufmerksamkeitsheischenden“ Gesten der Primaten:

> Die Aufmerksamkeitsfänger der Affen sind aus evolutionärer Perspektive eine äußerst seltene Form der Kommunikation (...), weil sie eine Aufspaltung einführen, und zwar zwischen der referentiellen Intention, dass der Empfänger auf etwas blicken soll, und der sozialen Intention, dass er infolgedessen etwas tun soll (67).

Der Begriff „Aufspaltung“ wird von Tomasello zu einer anthropologischen Fundamentalkategorie ausgebaut: Führt sie doch den dritten Pol in der Kommunikation durch Zeigen ein: das *gemeinsam wahrzunehmende Objekt*. In dem Gelingen dieser Abstimmung, „Ich will, dass du siehst, was ich sehe“, liegt die Voraussetzung für den Erfolg nicht nur der gestischen, sondern aller menschlichen Kommunikation. Im Zeigeakt finden beide Aspekte von *ich* zusammen: die Bezugnahme auf die eigene Position *jetzt-hier* und die Bezugnahme auf *mich* selbst als – gestisch agierenden – Sprecher, der die Aufmerksamkeit des/der Kommunikationspartner(s) auf ein Objekt im *gemeinsamen* Wahrnehmungsraum zu richten sucht.
Derjenige, der diesen Zusammenhang als Erster erkannt hat, war der Sprachphilosoph Karl Bühler (*Sprachtheorie*, 1934/63). Die dem Zeigeakt entsprechende Struktur in der gesprochenen/geschriebenen Sprache fand er in dem von ihm so genannten „Zeigfeld der Sprache“. Es setzt sich aus all den Worten zusammen, die

inhaltlich leer sind und nur relational etwas bedeuten: *hier-dort*, *jetzt–früher/später* usf. Dessen Zentrum, den Bezugspunkt *ich-jetzt-hier*, von dem aus gezeigt wird, nennt Bühler die *Origo* (lat. für „Ausgangspunkt“). Sie ist bei allem ‚menschlichen' Kommunizieren vorausgesetzt. Man kann sich das dadurch klar machen, dass nur eins dieser drei Worte geäußert werden braucht, um den Bezug auf die Origo insgesamt herzustellen. Dass in manchen Kulturen – aus Gründen, die in der Sozialpsychologie zu suchen sind – auf die explizite Äußerung von *ich* tendenziell verzichtet wird, kann man besonders gut am Japanischen beobachten. (Vgl. Dietrich Krusche: *Haiku. Bedingungen einer lyrischen Gattung*, 1992ff.)

3 Die Evolution der Vorstellungstätigkeit

3.1 Die Virtualisierung von Raum und Zeit

Wir sind Seh- und Bewegungstiere. Unsere Wirklichkeitserfahrung wurzelt in dem, was wir in ständig wechselnder Perspektive (von dem jeweils aktuellen Blickpunkt aus) wahrnehmen.

Sicher gab und gibt es Tiere, die ihre Bewegungen genau so subtil zu koordinieren und die Raum-Zeit-Verhältnisse ebenso exakt zu extrapolieren gelernt haben wie wir. Man denke an die Affen des tropischen Regenwalds, die Raubkatzen in der Savanne. Fraglich ist, wie lange ihr Gehirn die Blickfeld-Daten zu speichern vermag und wie viele Faktoren dabei einbezogen werden können. Die Präzision, mit der z. B. Fußball- und Tennisspieler die Bewegung des Balles, die eigene Bewegung und die der Mit- bzw. Gegenspieler wahrzunehmen, ‚blind' (bei verändertem Blickfeld) vorauszuberechnen und all das mit den eigenen Bewegungen zu koordinieren vermögen, dürfte im Tierreich unübertroffen sein (vgl. dazu die Ausführungen des Sportphysiologen Hans-Peter Thier, in: DER SPIEGEL, 26, 2007).

Aber die eigentlich ‚menschliche' Bewusstseinsleistung erweist sich in einer Fähigkeit, die uns von allen anderen Arten des Tierreichs kategorial unterscheidet: Sequenzen wahrgenommener Wirklichkeit so genau und so nachhaltig zu speichern, dass das Wahrgenommene sich – kombinatorisch – zu *Syndromen der Vorstellung* zusammenfügen lässt. Hier liegen die Voraussetzungen für all das, was man Imagination, Phantasie, Kreativität nennt. Das Verblüffende daran: phantastische Ereignisse haben für uns dieselbe Evidenz wie sinnlich Wahrgenommenes, ja es ist eine von Romanlesern, auch und gerade solchen von Science-Fiction-Romanen, oft geäußerte Erfahrung, dass sie mit ihrem „inneren Auge“ deutlicher sehen als mit den beiden „äußeren“. In der Vervollkommnung dieser Fähigkeit sind wir zu *Orientierungs*spezialisten, ja zu Orientierungsakrobaten geworden.

Die Entwicklung verlief von analogen Orientierungshilfen wie Knoten-Stricken, das Zählen von Schritten (‚Meilen‘/*mille passus*), optischen Peilungen und Landkarten über numerische Quantifizierungen (Tabellen), radiotechnische Peilungen (Echolot, Radar) zu digital operierenden Apparaten, die uns – man denke an das GPS und das kommende System „Galileo Galilei“ – nicht nur unseren momentanen Standort mitteilen, sondern (auf *virtuellen* Autokarten, Seekarten, Flugkarten) unsere aktuelle *Bewegung* im Raum-Zeit-Kontinuum darzustellen vermögen. Die technische Möglichkeit des reinen Instrumentenflugs und des digital bestimmten Navigierens ist nicht einmal ein Jahrhundert alt. Was wir auf dem Bildschirm sehen, ist ein Beobachtungsfeld, das uns zwar sinnlich anschaulich gegenübertritt, aber virtuell erzeugt und in verändertem Maßstab präsentiert ist. Das wird in der Luftfahrt und auf See evidenter als im Straßenverkehr, wo wir die Informationen des Display und die akustischen Anweisungen („nach fünfzig Metern rechts abbiegen“) mit unserer primären sinnlichen Wahrnehmung, dem Blick durch das Autofenster nach draußen, rückkoppeln können.

Gerade bei den leibbezogenen Orientierungen wie *rechts/links* lohnt es, sich deren evolutionäre Herkunft in Erinnerung zu rufen. Alle sind sie auf die Ur-Orientierung zurückzuführen, die der Kosmos unseren Körpern mit der Schwerkraft eingeprägt hat: *oben/unten*. Davon ist der Bauplan aller Lebewesen bestimmt, fast vollständig bei den *stationären* Pflanzen, während bei allen bewegten (laufenden, schwimmenden, fliegenden) Organismen mit der Ausbildung der Bewegungsorgane (Beine, Flossen, Flügel) die ‚Seitigkeiten' *vorne/hinten* und *rechts/links* dazu kamen. In unmittelbarer Folge dieser physiologischen Bedingungen aller Lebewesen steht die Ausbildung der *Origo*. Sie ist, wie gezeigt, nicht an ein Organ gebunden, sondern eine – physiologisch ermöglichte – Bedingung aller menschlichen Orientierung, *außen* und *innen*. Medizinische Versuche bei der Entwicklung von Prothesen haben gezeigt, dass wir „rechts/„links“ *denken* können – Neuronen, die für die Motorik der rechten bzw. linken Hand zuständig sind, sprechen an, wenn ich mich mental auf die eine oder andere ‚Seite‘ konzentriere.

3.2 Die Konkurrenz zwischen den Wahrnehmungsräumen

Die Verdopplung der Origo

Seit es Menschen gibt, die bei klarstem Bewusstsein ‚abwesend‘ sein können, wie es für Philosophen, Künstler, Erfinder sprichwörtlich ist, kann unsere Innenwelt sich von der Außenwelt, kann unsere Imagination, Vorstellung, Kognition sich von der Wahrnehmung der sinnlich gegebenen ‚Realität' trennen – so nachhaltig, dass unser Leib und Leben in Gefahr geraten kann. Eine Anekdote, die das beschreibt, führt uns an die Anfänge der abendländischen Philosophie zurück. Thales von Milet, der Naturphilosoph, der zu der Konklusion kam, alles, was ist, sei aus dem Wasser entstanden, war so in seine Theoreme versponnen, dass er „in die Grube fiel“ und von seiner Magd verspottet wurde.

Ich weiß nicht, ob die Neigung und Fähigkeit, in *sich selbst* zu versinken, in den letzten Jahrtausenden eher ab- oder eher zugenommen hat. Aber der technische Fortschritt hat uns vor eine neue Problematik gestellt.

Wenn wir *mobil telefonieren*, befinden wir uns *gleichzeitig* in zwei getrennten Wahrnehmungsbereichen. Bereits in der technischen Epoche davor, beim Telefonieren von einem *fixen* Telefon aus, waren wir zugleich *hier*, von wo aus wir telefonierten, und *dort*, d. h. bei dem Partner, mit dem wir uns in einem Fern-Dialog befanden. Auch damals bestand ein latentes Konkurrenzverhältnis zwischen den beiden Orientierungszusammenhängen. Aber deren Folgen waren gedämpft. Wir telefonierten gewöhnlich vom immer gleichen Telefon-Ort aus, dem Ort, zu dem wir, wenn wir uns davon entfernt hatten, gerufen werden konnten: „Herr Maier, ans Telefon!“ Heute erreichen die Anrufe uns jederzeit und überall: am Steuer unseres Wagens, in einem Omnibus, dicht an dicht mit anderen Fahrgästen stehend, auf einer öffentlichen Toilette. Nehmen wir den Anruf an, treten wir nicht nur in einen Informationsaustausch mit einem *Ab*wesenden, sondern eröffnen einen anderen Wahrnehmungsraum, den wir jetzt mit dem *Fern*partner teilen. Was unser Interesse, unsere Aufmerksamkeit, unsere Konzentration nach *dort* abruft und *dort* festhält, ist der Sog des Dialogs, der umso intensiver ist, je wichtiger der Gesprächspartner dort und das mit ihm Verhandelte für uns ist. Und je wichtiger es uns ist, desto größer das Bedürfnis, die mit dem anderen dort geteilte Situation zu imaginieren: „Wo bist du gerade?“ Wir sind dann leiblich *hier* (auch wenn wir nicht *da* sind) und *gleichzeitig* kraft unserer Vorstellung *dort*. Die tendenzielle Konkurrenz zwischen den beiden Präsenzen ist unabweisbar – samt den Risiken, die sich aus der Ablenkung *hier* ergeben.

Eine andere Konsequenz des mobilen Telefonieren dürfte aber auf die Dauer noch problematischer werden: *immer* und *überall* erreichbar zu sein. Die ständige Erwartung des Anrufs von *anderswo* geht in unser Lebens-

gefühl ein, genauer: in unser Gefühl von *hier-und-jetzt*. Sie fügt ihm eine unbestimmte Möglichkeit hinzu und nimmt ihm etwas von seiner kostbaren, da unwiederbringlichen Einmaligkeit.

Die Macht des Virtuellen

Seitdem es Menschen gibt, seit unser Vorstellungsvermögen die Kraft gewann, innere Welten auszubilden, konnten *andere* Zeiten und ein *andere* Orte angesteuert werden. Diese Menschenmöglichkeit erzeugte ihre kommunikativen Medien, und diese Medien ihrerseits, das Erzählen, das (Ab-)Bild, das Theater, stimulierten diese Fähigkeit. Dieser Rückkopplungseffekt hat sich verstärkt, die Evolution der Medien scheint sich immer weiter zu beschleunigen. Dabei sind die menschliche Fähigkeit der Fiktion und die Virtualität des technischen Mediums eine äußerst folgenreiche Verbindung eingegangen. Sie begann mit der Fotografie. Es folgten die ‚bewegten Bilder‘. Der Übergang vom Stummfilm zum Tonfilm erhöhte die imaginative Energie des Mediums Film – und steigerte sie noch einmal durch 3-D-Techniken. Mit den Computerspielen hat die gegenseitige Stimulation und Durchdringung von Zuschauer-Bewusstsein und virtueller Welt noch weiter zugenommen: Wir sehen nicht mehr nur zu, wir greifen ein. Mehr noch, die interaktive Schleife, die Möglichkeit, den Gang der fiktiv-virtuellen Ereignisse zu verändern, die ‚Handlung‘ mit zu erzeugen, verwischt die Rollengrenze zwischen Zuschauer, Mitspieler, Regisseur. Wir werden zu Komplizen des Fingierten, in das wir Lebenszeit und Lebensenergie einbringen. Unser Handeln in virtuellen Zeiten und Räumen bekommt Alltagsqualität. Intensität und Skopus unseres Mit-Gefühls erproben und formen sich an virtuellen Mit- und Gegenspielern.

Sicher, schon die Zuschauer der antiken Tragödie sind mit den Vorgängen auf der Bühne *mit*gegangen und haben sich in „Furcht und Mitleid“ mit Bühnen-*Personen* (mit Masken also) identifiziert. Das gilt für die Kunsttradition insgesamt. Epen-Helden und -Heroinen, Roman-Figuren, ‚Lyrische Ichs‘ haben unsere innere Welt vermutlich mehr geformt als unsere Mit-Menschen im Alltag – stehen wir doch in einer günstigen Wahrnehmungsdistanz zu ihnen. Vor allem aber wird ihr Innenleben (und damit unser eigenes) wörtlich expliziert.

Aber bei aller Kontinuität des Fiktiven in der Kultur- und Kunstgeschichte – die Evolution beschleunigt sich, der Unterschied ist unübersehbar. Der Theaterbesuch in Athen war vom Alltag abgesetzt, ein *Fest,* Dienst auch am Gott Dionysos, und das Eintauchen in fiktive Welten wirkte durch den *Kontrast* zum Alltagsleben. Diese Kontrast-Struktur hat sich aufgelöst – Fernsehen, Computerspielen *ist* Alltag. Die Folge: Fiktion verliert die Kraft, Alternativen zum *Leben*, *wie es ist*, anzubieten, die Dimension der Utopie schrumpft. Science-Fiction? Zum Genre gehört, dass der Aufwand, der bei den technischen Kulissen betrieben wird, zu Lasten einer anderen Wirkungsdimension geschieht: das Angebot, sich affektiv mit den Figuren der Handlung zu identifizieren, wird dünner.

Die Realität des Cyber-Space

Der sogenannte *Cyber-Space* ist ein technisch erzeugter ‚Raum’ – ein öffentlicher Kommunikationsraum, in dem wir uns mit unseren Partnern ebenso austauschen können wie über das Telefon oder über Briefe. Trotzdem bleiben wir, wie bewusst/unbewusst auch immer, in dem Gefühl, mit der Cyber-Welt nur zu *spielen* – erscheint sie uns doch in besonderer Weise als *virtuell*. Das verleiht unseren Kommunikationen mit den Partnern-im-Netz eine Beimengung von Unernst. Diese Einschätzung der Netzwelt zeigt sich in der Bereitwilligkeit, mit der wir ihr unsere ‚persönlichen Daten‘ anvertrauen. Die – vermutete – Harmlosigkeit des Cyberspace, das Gefühl, alles unter Kontrolle zu haben, wirkt verlockend, wenn nicht enthemmend. Liebes-Worte können bildhaft unterfüttert werden. Ich zeige mich, *wie ich bin*, Netz-Bekanntschaften verlängern sich gewollt/ungewollt ins ‚Leben‘ hinein. Ja, eine neue Variante der Kontaktaufnahme tut sich auf: Die Vorab-

Einwilligung, gleich beim ersten Treffen zur Sache, zum Sex, zu kommen, scheint über das Netz leichter aussprechbar zu sein als einem körperlich Anwesenden gegenüber.

Über die emotionalen (und juristischen) Folgen des virtuellen *speed-dating* ist noch kaum etwas bekannt. Aber es gibt inzwischen eine ganze Palette von – medial übermittelten – Katastrophen, z. B. Fälle von *cybermobbing*. Da greift aus der für kontrollierbar gehaltenen Netz-Welt eine Hand und macht aus einer *virtuellen* Verunglimpfung eine Kränkung, Verletzung, Zerstörung *im Leben*.

3.3 Worauf Meditation heute antwortet

Unsere Kulturentwicklung, die durch technische *Weiter*entwicklungen bestimmt wird (für die Feststellung von ‚Fortschritt‘ fehlt der Maßstab), macht das Navigieren zwischen den verschiedenen Bereichen der Selbsterfahrung schwieriger. Die Durchdringung von innerer und äußerer Welt wird komplexer und scheint an vitaler Dynamik zu gewinnen. Das Navigieren zwischen Cyber-Space und Körper-Raum wird unübersichtlicher. Der Orientierungsbedarf wächst: Wie unterscheide ich zwischen virtueller und sinnlicher Evidenz? Wo bin *ich* von einem Augenblick zum nächsten? Wo bin ich *bei mir*? Solche Fragen könnten technisch nicht gelöscht, *kognitiv* nicht beantwortet werden.

Beim Meditieren erleben wir zweierlei und beides in exemplarischer Deutlichkeit: Wie die Wahrnehmung innerer und äußerer Objekte, wie sinnliche Wahrnehmungen und Bewusstseinstätigkeit, wie das körperhaft garantierte *Ich-Jetzt-Hier* und das *Anderswo* der ‚Gedanken‘ in Spannung zueinander treten – und wie sie sich entmischen können. ‚Entmischung’ bedeutet nicht Trennung, ich könnte ebenso gut von ‚Vereinigung‘ sprechen, im Sinne der Bedeutung von *Yoga*. Kabat-Zinn hat eine Veränderung des Verhältnisses beschrieben, die auf eine Abgleichung hinausläuft. Die Erfahrung der Meditation nimmt Qualitäten an, die im Abendland lange metaphysisch gedeutet wurden: Vereinigung von Leib und Seele (Zur-Ruhe-Kommen in Gott), Entlastung (Vergebung), Leerwerden von Ich-Gedanken (Freiheit).

Literaturverzeichnis

Bühler, Karl: *Sprachtheorie*, 1934/63
Damasio, Antonio R.: *The Feeling of what Happens. Body and Emotion in the Making of Consciousness,* 1999 (deutsch: *Ich fühle, also bin ich,* 2000/2011)
Freud, Sigmund: *Widerstand gegen die Psychoanalyse*, 1925
Kabat-Zinn, Jon: *Gesund durch Meditation* 1990/2011
Krusche, Dietrich: *Das Ich-Programm. Ein Versuch zur Ersten Person*, 2010
Prinz, Wolfgang: *Selbst im Spiegel,* 2013
Schultz, Johann Heinrich: *Übungsheft für das autogene Training,* 1935/1968
Singer, Wolf: Der *Beobachter im Gehirn*, 2002
Thier, Hans-Peter: „Fußballer sind Konzertpianisten“, in: DER SPIEGEL, 26, 2007
Tomasello, Michael: *Origins of Human Communication,* 2008 (deutsch: *Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation*, 2011)

Zum Autor

Dietrich Krusche, geboren 1935, Studium der Klassischen Philologie, Philosophie und Germanistik; Lektor

für Deutsche Sprache und Literatur an der University of Ceylon und an der Universität Okayama, Japan; 1982–1997 Professor für Interkulturelle literarische Hermeneutik an der Universität München. Zuletzt sind erschienen: *Das Ich-Programm. Ein Versuch zur Ersten Person,* 2010; *Nizza und ich. Erzählung,* 2012.
Kontakt: kruschedg@club-internet.fr

IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Von der Beute zum Ausbeuter – Wandel der Beziehung zwischen Mensch und Tier – Inversion einer inkludierten Polarität

Martin P. Wedig

Summary: Greek Philosophy recognized in man the biological object “zoon”. The settledness of man was accompanied by the domestication of wild animals. Within this prehistoric period man improved cultural techniques for his assignment. During the Roman Empire animals and slaves were considered and judged as real assets. The critical theory debunks exploitation of man and animal. Man has lost his mask of a friendly shepherd and shows the face of the beast MANimal. Genetic techniques open the door towards bionical use of parts animals with the aim of lowering manufacturing costs.

> *FREMDER: Also gleich den Anfang des Gesagten verstehst du uns nicht. Wie es scheint nämlich weißt du nicht das alle insgesamt.*
> *THEAITETOS: Freilich nicht.*
> *FREMDER: Ich meine eben dich und mich unter dem alles insgesamt, und außer uns noch Tiere und Pflanzen.*
> *THEAITETOS: Wie meinst du das?*
> *FREMDER: Wenn jemand dich und mich und alles was lebt und wächst machen zu wollten behauptete.*
> *THEAITETOS: Was für ein Machen soll das sein? Du meinst doch wohl nicht die Landleute irgend, denn du sagtest ja, jener brächte die Tiere hervor.*

1 Die taxonomische Verortung des Menschen

Tiere sind sauerstoffatmende Lebewesen, die gegenüber den sauerstoffbildenden Pflanzen und saprophytären Pilzen als Reiche abgegrenzt sind. Als Eukaryonten sind die Tiere, wie die ribosomale RNA-Sequenzanalyse ergab, näher mit den Archeen als mit den Bakterien verwandt.

Im Tierreich im zweiten Untereich der Vielzeller in der dritten Abteilung der höheren Leibeshöhlentiere im dritten Stamm der Chordatiere im dritten Kreis der Wirbeltiere in der sechsten Klasse der Säugetiere bestehen in der zwölften Ordnung der Herrentiere die Unterordnungen der Halbaffen, Affen und Menschen. Der Mensch ist biologisch ein Tier, das auch philosophisch mit Attributen wie zoon logikon ohne vollständige und systematische Taxonomie dem Tierreich zugeordnet wird. Als Mängelwesen (GEHLEN) verstanden, wurden seine Kulturtechniken zum technischen Ast in seinem phylogenetischem Stammbaum. Der zoologischen Einordnung des Menschen folgt auch die Rechtssprechung. Sie regelt die Patentierung von Genen artabhängig und kulturbezogen. So verbot der oberste US-amerikanische Gerichtshof Genpatente zur Testung auf Brustkrebsgene, wenn menschliches Ausgangsmaterial verwendet wird.[1]

Wie sich Affe und Mensch unterscheiden[2], erklärt die Boulevardpresse: Eine Wortsprache, die Fähigkeit zur Archivierung von Wissen, Werkzeugbau und funktionelle Differenzierungen von Hand und Fuß trennen die benachbarten Unterordnungen.

Tabelle 1: Unterschiede zwischen Herrentieren

Merkmal	Affe	Mensch
Hirnvolumen	0,4 l	1,4 l
Sprache	40 Rufe, Dialekte, Trommeln, Gestik, Mimik	Differenziert, Sprachmuster
Schrift	Nein	Wissensarchivierung
Skelett	C-Wirbelsäule	S-Wirbelsäule
Totenkult	Nein, Affen trauern	Vielfältige Totenkulte, weiss um sein Sterben
Feuer	Angst vor Flammen und Hitze	Nutzt Feuer zum Überleben und Töten
Greifen	Klammergriff mit allen 5 Gliedern	Zangengriff
Werkzeug	Nutzt Stöcke, Steine, Wasser zur Futterbeschaffung „Tool-user“	Entwirft und baut technisch hoch komplizierte Hilfsmittel „Tool-maker“
Fuß	Handähnlicher Greiffuss	Der Fuß kann gehen und treten

Die fünf Universalien des Boetius Gattung, Art, unterscheidende Merkmale, charakteristische Merkmale, nicht zwingend erforderliche Merkmale haben den Menschen mit einer verfeinerten Systematik verortet. Platons Dialog Sophistes zeigte am Beispiel des Begriffes τεχνη (erfahrungsbasiertes Können; Kunst) die Methodik der differenzierenden Definition auf. Sein Bespiel der Angelfischerei als Technik des Menschen veranschaulicht das gegenüber anderen Tierarten vielfältig gestufte und auf Jagdobjekte und sekundäre Ziele der Jagd ausgerichtete Jagdverhalten des Menschen.

Konrad Lorenz sieht im Menschen den Spezialisten auf Nichtspezialisierung. „Während Gehlen den Menschen ein ‚Mängelwesen‘ nennt, weil er aller besonderen Spezialisierungen entbehrt, möchte ich den Kernpunkt derselben Erscheinung in der *Vielseitigkeit* derartiger unspezialisierte Wesen sehen, zumal man ja auch das gewaltige Menschen-*Hirn* als somatisches Organ nicht außer acht lassen darf.“[3]

Tiere – im Unterschied zur menschlichen Unterordnung – zeigen angeborene auslösende Mechanismen, welche einem Reizsummengesetz unterliegen. „Unter sich und in ihrer Zusammensetzung mit anderen Merkmalen desselben auslösenden Mechanismus gehorchen diese Merkmale durchaus den Gesetzlichkeiten des Reizsummenphänomens, aber in jedem einzelnen von ihnen ist eine nicht weiter zerlegbare Beziehung zwischen zwei (und zwar, soweit wir wissen, nur zwischen zwei) Stücken das für die auslösende Wirkung wesentliche Moment.“[4]

Beispiele solcher dualen Reize sind „höher“ und „kleiner“, „näher und parallel“ beim Angebot einer Schnabelattrappe zum Auslösen des Sperrens von Küken.

„Die erstaunliche Termite hat ohne Zweifel eine ‚Zivilisation‘, aber sie ist ein Sklave der in sie gelegten undurchbrechbaren Lebensregeln. Nicht das einzelne Tier nimmt mit Vernunft und Einsicht an der ‚Zivilisation‘ teil, sondern die Art hat sich in langen Generationsreichen diese ‚Zivilisation‘ erobert. Sagt man doch, dass der Instinkt die Erfahrung der Art sei; der Verstand aber sich aus der Erfahrung der Einzelwesen bilde. Die Tiere jedoch bleiben mit ihren Lebensäußerungen im Instinkt gefangen.“[5]

Kollektiver Instinkt der Tiere steht dem individuellen Intellekt des Tieres Mensch gegenüber.

Die taxonomische Nähe zum Tier hat der Mensch evolutionär mit der Entwicklung von Jagdtechniken überwunden. Vormals war die Rotte den Nachstellungen von Raubtieren ausgeliefert. Mit Lauten und Wurfgeschossen konnte die bedrängte Gruppe von Frühmenschen ihre Abwehr nach dem wohl erfolgreichen Übergriff des Jägers kundtun. Mit Jagdwaffen war der Mensch nicht mehr in der Position des flüchtenden Verteidigers, sondern er war proaktiv zum Konkurrenten der ihn jagenden Raubtiere geworden.

Anekdotisch ist die Beherrschung des Feuers in einer Interpretation von Siegmund Freud einzufügen. Freud hat die Chuzpe dem Publikum das Urinieren auf einen Brand als Beherrschungsakt und den Verzicht auf das löschende Urinieren als Eroberungsakt darzustellen: „Psychoanalytisches Material, unvollständig, nicht sicher deutbar, lässt doch wenigstens eine – phantastisch klingende – Vermutung über den Ursprung dieser menschlichen Großtat zu. Als wäre der Urmensch gewohnt gewesen, wenn er dem Feuer begegnete, eine infantile Lust an ihm zu befriedigen, indem er es durch seinen Harnstrahl auslöschte. ...Wer zuerst auf diese Lust verzichtete, das Feuer verschonte, konnte es mit sich forttragen und in seinen Dienst zwingen.“[6] – Jagdtechnisch ging es nicht um Lust und Verzicht, sondern um das Überleben der Gemeinschaft. Das Feuer war eine Jagdtechnik, um die bejagden Herden in Panik zu versetzen und den postierten Jägern zuzutreiben.

In vorgeschichtlicher Zeit wurden Hund, Rind, Ziege, Schaf, Schwein zuletzt das Pferd zu Haustieren. Mit dem zahmen Tier zähmte der Mensch die widersetzliche Natur. Mit den Haustieren domestizierte sich der Mensch aber auch selbst. Er hatte nicht mehr ein Jagdrevier, in welchem er herumstrich, sondern er wurde sesshaft und sammelte Inventar. Die archäologischen Funde dieses Inventars bilden das dahinter stehende psychische Inventar ab.

2 Die Versachlichung von Wirtschaftsgütern der Natur

Der erfolgreiche Jäger wurde zum Hirten und damit zum Züchter von Tieren. Die Auswahl der Fittesten wurde dem Wechselspiel von hoher Nachkommenzahl, Auswahl durch Ressourcenbegrenzung und Fressfeinde entzogen und mit Ertragszielen des Menschen vollzogen. Die Rentabilität der Viehzucht übertraf in der römischen Revolutionszeit die des Ackerbaus.

„Als man Cato einmal fragt, bei welchem Geschäft man den sichersten Gewinn erwarten könne, antwortete er: ‚Bei der Viehwirtschaft, wenn du dich gut darauf verstehst.‘ Als man ihn fragte, was den zweitsichersten Gewinn abwerfe, meinte er: ‚Die Viehwirtschaft, wenn du sie auch nur halbwegs verstehst.‘[7] „Da die Landwirtschaft damals in den meisten Gegenden nur in Marktproduktion nach erheblicher Kapitalinvestierung Gewinn abwarf, wurde der freie Bauer … der vorhergehenden Jahrhunderte mit ihrer traditionellen Selbstgenügsamkeit zugunsten kapitalistischer und wissenschaftlich arbeitender Großbesitzer … zurückgedrängt.“[8]

Die christliche Idealisierung des Hirten ist vor diesem Hintergrund eine revanchistische Glorifizierung des selbstlosen, nicht am Ertrag interessierten Hirten, der in der Gewissheit seiner „catilinischen Gewinne“ dem Bedürftigen abgibt, dadurch soziale Rendite erzielt, aber ansonsten aus selbstsüchtigen Motiven seine Herden vor Räubern jeglicher Art schützt.

3 Die kritische Theorie marxististischer Prägung in hegelianischer Tradition mit freudianistischer Inspiration

Im Maschinenzeitalter wurde das Tier zum integralen Glied von Produktionsketten. Jungk gab der Maschine Tier eine Stimme: „Mit den Hühnern war es nicht anders. Die größten Filialenketten von Lebensmittelgeschäften ‚A and P‘ stellte vor einigen Jahren fest, dass ihre Kundschaft Geflügel mit mehr Fleisch, besonders weißem Brustfleisch, vorzog. Sie erließ ein Preisausschreiben, an dem sich alle Farmer beteiligen konnten. ‚Das Huhn von morgen‘ hieß es. Und das Ergebnis: wir haben durch systematische Züchtung Hühner mit mehr Brustfleisch entwickelt, mit dickeren Beinen und schwächeren Knochen. Wir haben sogar ein Huhn ohne Flügel gezüchtet. Es kann in Gattern mit ganz niedrigen Zäunen gehalten werden. Keine Gefahr, dass es wegflattert, denn diese flügellosen Tiere sind so unsicher auf ihren Füßen, dass sie sich kaum vorwärts bewegen können. Umso besser. Sie setzen mehr Fett an, ihr Fleisch bleibt zart, und sie widmen sich ganz dem Eierlegen.“[9]

Zeitgleich wurde der Mensch als industrieller Arbeiter seiner Arbeit entfremdet und auf ein neues Glaubensbekenntnis eingestimmt. „Das ‚heilige Buch‘, der ‚Helfer‘ des Mister Watson, seine Sammlung von Reden, Artikeln und Aussprüchen, die den Ehrfurcht inspirierenden Titel ‚MEN – MINUTES – MONEY’ [MENSCHEN – MINUTEN – GELD] trägt, enthält den ‚pep-talk‘ mit dem der ‚Leader‘ damals im Jahre 1915 kurz nach der Geschäftsübernahme die tiefgesunkenen Hoffnungen seiner Mitarbeiter aufrichtete. … Einer seiner nächsten Mitarbeiter pries einmal auf der New Yorker Weltausstellung diese Rede als ‚Wendepunkt menschlicher Entwicklung‘.“[10]

Die Produktionssteigerung ist das vorrangige Ziel der Ausbeutung. Nicht kultivierter Geschmack, sondern Stückzahl und Masse sind gefragt. Der Mensch mästet seine Nutztiere und mästet schließlich sich selbst mit „starker Nachfrage ... zu günstigsten Preisen.“[11] Die Novellierung des Tierschutzgesetze vom 7. August 2013 zeigt die Stoßrichtung des Gesetzes (Tabelle 2) und seiner optionalen Regulierungen: Forscher und Züchter sollen in Grenzen ihre Ausbeutung betreiben. Der Vergleich des Tierschutzgesetzes mit den Menschenrechten ergibt die Unterschiede eines Kataloges mit Geboten und Verboten und einer langfristig sich entwickelnden (Tabelle 3) Werteordnung: Die erste Generation von Menschenrechten deklarierte persönliche Freiheits- und Sicherheitsrechte (Artikel 2 bis 20). In der zweiten Generation wurden politische Mitwirkungsrechte formuliert (Artikel 21 Absatz 1 bis 3). Die dritte Generation umfasst wirtschaftliche und soziale Rechte (Tabelle 4). Das Tierschutzgesetz schützt demgegenüber durch Regulierung tiernutzender Unternehmer das Tier als Sachgegenstand in der Produktion. Unbestimmte Einzelpersonen sollen die ihnen anvertrauten Tiere „gut behandeln“.

Die bloße Einsetzung eines Gesetzes zum Tierschutz ändert nichts an der bestehenden Ausbeutung des Tieres durch den Menschen. Die Tagespresse des Jahres 2013 liefert Kandidaten für das Unwort des Jahres, wenn über ein Tierbordell und über die Kadavertonne für lebende Hähnchen berichtet wird. Damit wirft sie Schlaglichter auf das Wegsehen der beobachtenden Nachbarn und den blinden Fleck der Konsumenten von billigem Markenfleisch. Die gesellschaftliche Erweiterung des Rechtsraumes geht augenscheinlich nicht mit individu-

ellem moralischem Wachstum einher. Auch gegen die länger bestehenden und komplexer entwickelten Menschenrechte wird in der Bundesrepublik Deutschland verstoßen (Tabelle 5).

Tabelle 2: Tierschutzgesetz (TSchG) in der Fassung der Bekanntmachung vom 18. Mai 2006 (BGBl. I S. 1206, 1313), das durch Artikel 4 Absatz 90 des Gesetzes vom 7. August 2013 (BGBl. I S. 3154) Artikel 4 Absatz 90 des Gesetzes vom 7. August 2013 (BGBl. I S. 3154) geändert worden ist.
Synoym: Bundesgesetz über den Schutz der Tiere

Paragraph	Inhalt
1	konditionales Quälverbot
2	bedürfnisgerechte Haltung und Pflege
2a	Vorschriftenoption
3	Verbot der Leistungsausbeutung, Gebot der Obhut bei Gebrechlichkeit
4	Tötung unter Betäubung
4a	Schlachtung unter Betäubung und Ausnahmen
4b	Option der Regelung der Schlachtung von Kaltblütern
5, 6, 6a	Eingriffe an Tieren
7	Beschränkung von Tierversuchen auf das unerläßliche Maß
7a	Zweckbegrenzung von Tierversuchen
8	behördliche Genehmigung von Tierversuchen
8a	Verbindung mit Rechtsverordnungen und Verwaltungsvorschriften
9	Nachweispflicht über Kenntnisse und Fähigkeiten der Forscher
10	Einsetzung eines betrieblichen Tierschutzbeauftragen
11	Genehmigungsgebot des Zuchtvorhabens
11a	betriebliche Dokumentationspflicht
11b	Qualzuchtverbot
11c	Abgabeverbot an Kinder und Jugendliche

Tabelle 3: Zeittafel der Entwicklung von Menschenrechten

1215	Magna Charta Libertatum Einschränkung von Kronrechten gegenüber Baronen
1679	Habeas-Corpus-Akte
1689	Bill of rights John Locke Two Treaties of Government „Es ist ... jenes gleiche Recht eines jeden einzelnen auf seine natürliche Freiheit ohne Unterwerfung unter den Willen oder die Autorität irgendeines anderen Menschen.“
12.06.1776	Virginia Bill of Rights

	„Alle Menschen sind von Natur aus in gleicher Weise frei und unabhängig und besitzen bestimmte angeborene Rechte, welche sie ihrer Nachkommenschaft durch keinen Vertrag rauben oder entziehen können, wenn sie eine staatliche Verbindung eingehen, und zwar den Genuss des Lebens und der Freiheit, die Mittel zum Erwerb und Besitz von Eigentum und das Erstreben und Erlangen von Glück und Sicherheit."
04.07.1776	Unabhängigkeitserklärung „Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht, dass alle Menschen gleich erschaffen wurden, dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt wurden, worunter sind Leben, Freiheit und das Bestreben nach Glückseligkeit."
1.1.1789	Déclaration des droits de l'homme et du citoyen (Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers) „1. Die Menschen werden frei und gleich an Rechten geboren und bleiben es. Die gesellschaftlichen Unterschiede können nur auf den gemeinsamen Nutzen gegründet sein. 2. Der Endzweck aller politischen Vereinigungen ist die Erhaltung der natürlichen und unabdingbaren Menschenrechte. Diese Rechte sind die Freiheit, das Eigentum, die Sicherheit und der Widerstand gegen Unterdrückung."
1.1.1791	Übernahme der mittlere Gerechtigkeitsprinzipien in die französische Verfassung
1.1.1948	Universal Declaration of Human Rights Allgemeine Erklärung der Menschenrechte – AedM
19.12.1966	Internationaler Pakt über bürgerliche und politische Rechte Internationaler Pakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte
1976	Inkraftsetzung beider Pakte

Tabelle 4: Dritte Generation der Menschenrechte: Wirtschaftliche und soziale Rechte

Artikel 22:	Recht auf soziale Sicherheit
Artikel 23:	Recht auf bezahlte Arbeit, Koalitionsfreiheit
Artikel 24:	Anspruch auf Erholung, Freizeit und bezahlten Urlaub
Artikel 25:	Anspruch auf ausreichende Lebenshaltung, auf Sicherheit bei Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität, Verwitwung und Alter, Schutz für Mütter und Kinder
Artikel 26:	Recht auf Bildung und Ausbildung
Artikel 27:	Recht auf Teilhabe am kulturellen Leben, Freiheit von Wissenschaft und Kunst

Tabelle 5: Verletzungen der Grundrechte in der Bundesrepublik Deutschland

- **Lex vomica (Brechrecht)**[12]: Die zwangsweise Verabreichung von Brechmittel führt den Tod des 19jährigen A. John 2002 und den Tod des 35-jährigen L. Condé 2004 herbei.
- **Ius curae (Gefangenengesetz)**[13]: Maskierte Vollzugsbeamte drangsalieren Gefangene, die mit Nachdruck nach medizinischer Hilfe verlangt haben.
- **Iudicium ministrae aegri (Wärterweisung)**[14]: Die Personalsituation veranlasst Bettgitter, Bauchgurte und Sedativa zur Ruhigstellung von Bewohnern von Seniorenheimen.

4 Der Mensch ist Mensch und Tier

Zusammenfassung: Der Mensch ist Mensch und Tier. Menschen sind eine echte Teilmenge der Menge der Tiere. Kulturtechniken begründeten die Überlegenheit des vorzeitlichen Jägers und ließen einen ökonomischen Magnaten entstehen, welcher als Produzent und Konsument die evolutionären Gefährten, die Tiere zu Produkten degradiert hat. Die konstitutionelle Maßlosigkeit des Menschen bedarf einer institutionellen Regulierung, wenn der Mensch die Rechte anderer verletzt. Das Tierschutzgesetz gibt hierzu einen Rahmen mit klaren Optionen für Vorschriften und Regelungen.

Die Sicherheit und Unverrückbarkeit des eingenommenen Standpunktes des Forschers schränkt seine perspektivische Sicht ein (Tabelle 6). Sigmund Freud, der auf einen weltanschaulichen Standpunkt zugunsten seines eigenen Theoriegebäudes verzichtet, vereinnahmt nicht nur mit beredsamer Überzeugungskraft. Er erhellt den Zusammenhang zwischen dem für die eigene Art gefährlich gewordenen Aggressionstrieb des Menschen und seiner Sublimierung durch Verfolgung von Geboten des Über-ICHs. Er hat den ehemaligen Jäger auch in der Gegenwart als Beutegänger erkannt. Die Ausnutzung der Arbeitskraft, die Ausbeutung von gedanklichen Fähigkeiten und körperlicher Kraft ist die evolutionäre Schlüsselfunktion für den Erfolg des Herrentieres Mensch.

Biotechnisch kann der Mensch Grenzen zwischen Arten überschreiten. Genetische Chimären könnten futuristische Fiktionen von umweltangepassten Menschen realisieren. Der Zugriff auf das Gehirn als experimentelle Plattform akzentuiert den Ausbeuter Mensch, wenn er mit elektrischen Stimulatoren Tieren ihre arteigentümlichen Reflexe abverlangt. Als Ausbeuter beschränkt sich der Mensch aber nicht auf die Ressourcen anderer Arten. Mit dem Heilsversprechen, Entwicklungsstörungen und Krankheiten besser zu behandeln, erzeugen Forscher cerebrale Organoide.[15] Der Mensch ist damit bereit zum biologischen Chip in einer bionischen Produktionswelt zu werden.

Philosophie mit praktischer Ethik kann aufgrund der diesseitigen Transzendenz des Menschen und dies meint die Fähigkeit jedwedes kulturelle Tabu zu brechen, Entscheidungshilfen aufzeigen, aber die dem Menschen immanente Ausbeutungskultur nicht begrenzen.

Tabelle 6: Standpunkte von Anthropologen und Konsequenzen der standpunktbedingten Perspektive

Autor	Anthropologische Sicht Menschenbild	Geist-Körper-Dualismus	Ausbeutung
Markus Hundt (1449–1519)	Mensch = Bild Gottes, Knotenpunkt zwischen Schöpfer und Schöpfung	Ja	nicht betrachtet
Charles Darwin (1809–1882)	Mensch = biologisches Wesen		
Max Scheler (1874–1928)	Schöpfung, Sonderstellung des Menschen, Naturprodukt theologische, philosophische, naturwissenschaftliche A. Mensch = kontextabhängiges Wesen	Ja	nicht betrachtet

Sigmund Freud (1856–1939)	Mensch = gezähmte Bestie kulturelle Regulierung des Aggressionstriebes	Vielleicht	Ausnutzung der Arbeitskraft
Arnold Gehlen (1904–1976)	Mensch = instinktveramrtes Wesen Erfordernis kultureller Regulierung des konstitutionellen Antriebsüberschusses Zucht ist Selbstzucht, Erziehung Züchtigung	Ja	
Konrad Lorez (1903–1989)	Mensch = Funktion seines Verstandesorganes	Nein	nicht betrachtet
Mensch = Funktion seines Verstandesorganes			
Karl R. Popper (1902–1996)	Mensch: schmale Kluft zwischen tierischem Bewußtsein und menschlichem Selbstbewusstsein	Nein	nicht betrachtet
John C. Eccles (1903– 1997)	Mensch = selbständiger Geist	Ja	nicht betrachtet

(Endnotes)

1 Geteilte Meinung zu Verbot von Gen-Patent. Mittelbayerische Zeitung. 14.6.2013.
2 Bild am Sonntag 27.2.2011
3 Lorenz, K.: *Über tierisches und menschliches Verhalten*. Gesammelte Abhandlungen II. R. Piper & Co. Verlag München 1992, 14. Aufl., S. 177.
4 Lorenz, K: 141.
5 Francé, R.H.: *Die Welt der Tiere*. *Die Krone der Schöpfung*. *Der Mensch*. S. 303–304.
6 Freud, Sigmund: *Der Mensch als Prothesengott*. In: Die Philosophie des 20. Jahrhunderts. Ein Lesebuch. Hrsg. Volker Spierling. Piper Verlag München, Zürich 1997, 5. Auflage, S. 329.
7 Kampe, O.: *Quellen und Arbeitshefte für den Geschichtsunterricht*. 4209. *Die Römische Revolutionszeit*. Ernst Klett Verlag Stuttgart, S. 3.
8 Kampe, O.: S. 4.
9 Jungk, R.: *Die Zukunft hat schon begonnen. Amerikas Allmacht und Ohnmacht. Griff nach der Natur*. Maschine Tier. Henry Goverts Verlag Stuttgart 161.-169. Aufl. 1952/1957, S. 163.
10 ungk, R.: ebd. *Griff nach dem Menschen. Roboter im Büro*. S. 185.
11 *So leiden Schweine*, *Rinder*, *Puten* ... Westdeutsche Allgemeine Zeitung 15.8.2013, S 3.
12 Pollähne, H.: *Lex vomica*? *Das zweite Todesopfer hanseatischer Brechmittelpolitik*. In: Grundrechte-Report 2005. *Zur Lage der Bürger- und Menschenrechte in Deutschland*. Hrsg. T. Müller-Heidelberg, U. Finckh, E. Steven, H. Habbe, J. Micksch, W. Kaleck, M. Kutscha, R. Gössner, F. Schreiber. Fischer Taschenbuch Verlag Frankfurt am Main 2005. S. 53–57.
13 Singelstein, T.: Unerhört eingesperrt. Zu Vorwürfen und Fällen von Misshandlungen in Justizvollzugsanstalten und Abschiebegefängnissen. In: Grundrechte-Report 2005. S. 66–70.
14 Schlüter, B.: Altenpflege zwischen Sparzwängen und Menschenwürde. In Grundrechte-Report 2005. S. 74–77.
15 http://www.gmx.net/themen/wissen/mensch/34al4xq-erbsenhirne-labor-forscher-erschaffen-modelle-gehirns#.A1000024

Zum Autor

Dr. med. Martin P. Wedig, Jahrgang 1961, Studium an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Arzt für Allgemeinmedizin. Vertragsarzt bis 2011.
Kontakt: dr-wedig@versanet.de

IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil
ISSN: 1869-6880

Bauch in Bauch

Dietrich Krusche

Bauch in Bauch

Komm her, Fisch! Halt still, Fisch!
Richte dich ein, gefälligst,
in der Pfanne!

Mein Bratfett verschwendet an dich,
dein Fleisch an mich,
ist das kein deal?

Du willst nicht? Schuppe gegen Messer?
Was sperrst du das Maul auf? Wer
ist hier der Esser?!

Fisch, Fisch, was verschluckst du?
Kein Walfischbauch
macht mich zum Propheten!

Da fang ich lieber noch einmal mit dir an:
Zunge im Fischmaul,
Menschenhand in der Flosse.

Bauch in Bauch grasen wir die Ozeane ab,
zeugend, säugend, blasend
aus dem gleichen Mundloch.

Bis zuletzt, bis einer den andern entlässt
zum letzten Fanggefecht und ich
dich harpuniere mit Dynamit.

IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Pan
Martin P. Wedig

Pan

Den Pfeil im angespannten Bogen erstarrt die Sehne. Der Eschenbogen wird zum Stangenholz unter den Schösslingen, aus welchen ich ihn vor Jahren schnitt. Den Rehbock im Anblick fliegt mein Auge anstelle des todbringenden Pfeils über das dampfende Tier hinaus zu Boden und sieht Hufe im Gras der Lichtung. Kräftige Keulen setzen die Ziegenfüße fort. Hohes Gras verbirgt mir den Körper. Auf einen Stein gebettet, der Kopf, doppelgehörnt.

Mit einer Wendung drückt der gedrungene Männerkörper das Gras zur Seite. Beidäugig sehe ich nun den Schläfer, seine vorgeworfenen Lippen, die aufgezogenen Brauen mit mächtigem Bart und Hörnerschmuck. In der Wendung gleitet ein Fichtenkranz vor die sich sanft hebende und senkende Brust des Gehörnten. Neben ihm ein knotiger Stab, an dessen gekrümmten Griff eine Flöte hängt.

Abwärtsgleitend bestätigen meine Augen das Gesehene. Der Rehbock belebt das stille Bild und lässt mich Hase und Fuchs ineinander geringelt zu Füßen des Schläfers sehen. Ringsum die Zweige des Gehölzes sind von Vögeln besetzt, die still in der Mittagsstunde die Lichtung umsäumen. Ein Schwarzspecht sitzt ohne zu schlagen am einzigen Kiefernstamm des Gehölzes.

Eine Bache säugt ihre Frischlinge am Saum des Unterholzes und drückt einen flüchtigen Frischling mit der Scheibe ihres Rüssels ans Gesäug. Nahe dem Schläfer sind wie Hase und Fuchs Kreuzotter und Waldspitzmaus zu gemeinsamen Lager zusammengesunken. Am Lichtungsrand wendet nur der Waldkauz seinen runden Kopf und visiert mich anstelle der üblichen Beute. Seine Federohren hören meinen Herzschlag, der allein in die Windstille der Lichtung einbricht. Trommelnd schlägt mein Herz gegen die Enge der Brust. Das Vogelauge auf der anderen Seite der Lichtung ist mir näher als der verfolgte Rehbock, der die Nähe des Schläfers aufsucht. Schmerz durchzieht meinen linken Arm, der am Eschenholz des Bogens angeschweißt ist. Bogen und Sehne zwängen zwischen meinen aufgespannten Armen den Brustkorb ein. Mit Blick auf den Schläfer wollen meine Beine fliehen, doch nimmt mich das wachsame Eulenauge wieder gefangen. Der Hakenschnabel ist an meiner Kehle und mein Atem stockt um keuchend mein Leben fortzusetzen. Die Kralle des Waldkauzes packt in den Sitz eines Astes und in mein Handgelenk am Bogengriff. Schweiß perlt von meiner Stirn und fällt als Tremolo zwischen meinen Herzschlägen auf Blätter und Gräser, die wie Trommel und Becken dröhnen.

Ruhig äst der Bock an Seiten des Schläfers und drückt sich in ein Lager. Auch ich liege nun frei vom Auge des Eulenvogels und sehe Himmel über mir. Wind belebt die Zweige am Ende der Mittagsstunde.

IZPP^Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Zur Dimensionalität der Informationsvermittlung: Phänomene, Modelle, Interaktionen
Teil I: Theoretisches Konstrukt

Magnus Liebherr, Lars Jäger, Christian T. Haas

Zusammenfassung
Der vorliegende Beitrag betrachtet multiple Dimensionen in der Kette der Informationsvermittlung. Die Basis wird aus zahlreichen theoretischen Konstrukten aus den Bereichen der Kommunikation, Motivation, des Lernens und weiteren assoziierten Kontexten sowie deren Schnittstellen gebildet. Als Zielstellung wird ein Überblick über das komplexe Konstrukt der einflussnehmenden Parameter und deren Wechselwirkungen angestrebt. Die dafür als relevant zu erachtenden Inhalte werden theoretisch aufgearbeitet sowie modellhaft in Abbildungen dargestellt, um im zweiten Teil des Artikels am Beispiel des Gesundheitswesens verdeutlicht zu werden.

Schlüsselwörter
Information, Kommunikation, Motivation, Lernen, Modell

Abstract
The present article focusses on multiple dimensions in the chain of events of information brokerage. The basis for this is being built by multiple theoretical constructs from the fields of communication, motivation, learning and broader associated contexts, as well as their interfaces. The authors strive for an overview of the complex construct of the influencing parameters and their reciprocity. Content which is considered relevant for that matter is being replenished theoretically, as well as displayed in models, which is further illustrated in the second part of the article with regard to public health.

Keywords
Information, communication, motivation, learning, model

1 Einführung

Die Grundordnung der westlichen Gesellschaft wird essentiell durch den Austausch von Informationen geprägt. Innovation und Technisierung führen dabei zum permanenten Anstieg der zur Verfügung stehenden Informationsmenge. Die dadurch einhergehende Informationsflut stellt hohe Anforderungen an den jeweiligen Nutzer, diese selektiv zu bewerten und sinnvoll einzusetzen (Klein et al. 2009). Aus ökonomischer Sicht ist Information traditionell als zweckorientiertes Wissen unabdingbar für die im Rahmen der Beschaffung, Erstellung und dem Absatz von Leistungen notwendige Kombination klassischer Produktionsfaktoren (Arbeit, Boden und Kapital) (Picot, 1989). Innerhalb der betriebswirtschaftlichen Entwicklung hat sich die Information als kritischer Erfolgsfaktor im Wettbewerb (Pietsch et al. 2004) sowie als zusätzlicher Produktions- und Wettbewerbsfaktor (Ziegenbein, 2004) manifestiert. Neben dem für Unternehmen von zentraler Relevanz einzustufenden Produktionsfaktor „Information“ kann sich kaum ein anderer Bereich des alltäglichen Lebens davon lossprechen, Information nicht als fundamental betrachten zu müssen.

Grundlage für diese Entwicklung – und dahingehend der eigentliche Beginn der modernen Informationstheorie – ist die von Shannon (1948) publizierte Arbeit zum Informationsbegriff. Das in der Informationstheorie mitunter verfolgte Ziel, Unsicherheit mittels Information zu reduzieren und Sicherheit zu erzeugen kann als Grundbedürfnis und dahingehend als Ursache für die vorliegende Entwicklung verstanden werden. Dabei wird die auf Shannon (1948) und im Weiteren auf Shannon & Weaver (1964) zurückgehende rein technisch motivierte und mathematisch formulierte Betrachtung von Information einer inzwischen veränderten Wertigkeit dieses Begriffs nicht mehr gerecht. Der stattgefundene Wandel von einem direkten Umgang mit Information, wie er in der Naturwissenschaft bis in die 50er Jahre üblich war, hin zur modernen Anwendung ist nicht nur als eine rein quantitative Veränderung, sondern als eine Veränderung des Wesens der Naturwissenschaft selbst zu betrachten (Mittelstaedt, 1985). Der Prozess der Informationsvermittlung muss dabei ausgehend von der reinen Betrachtung der Informationsdichte über die Entropie d.h. die Identifikation des Informationsgehalts (Shannon, 1948; Shannon & Weaver, 1964) weiter im Konstrukt interagierender Wechselwirkungen betrachtet werden.

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, die auf die Informationsvermittlung einflussnehmenden Bereiche aufzuzeigen und mit Hilfe von Modellen logische und empirische Zusammenhänge sowie Wechselwirkungen der einzelnen Faktoren zu beschreiben. Aufgrund der Komplexität des Modells interagierender Faktoren in der Informationsvermittlung (Abbildung 3) erfolgt eine Darstellung der Bereiche Kommunikation (Abbildung 1) und Motivation (Abbildung 2) in Submodellen um in abstrahierter Form im Gesamtkonstrukt der Informationsvermittlung zu agieren. Anschließend an das im ersten Beitrag theoretisch beschriebene Konstrukt wird dieses im zweiten Teil beispielhaft von Seiten des Gesundheitswesens betrachtet.

2 Kommunikation

Kommunikation als ein Hauptbestandteil im Kontext der humanen Informationsvermittlung ist selbst als ein multivariates Konstrukt aus Wechselwirkungen zu betrachten. Im Folgenden werden spezifische Beziehungen innerhalb des Kommunikationsgefüges beschrieben und Überschneidungen einzelner Teilbereiche herausgearbeitet, um im Gesamtkonstrukt der Informationsvermittlung deutlich zu werden.

Verlinkung Abbildung 1

Sowohl Mathematiker als auch Philosophen und Sprachwissenschaftler haben sich in der Vergangenheit dem Bereich der Kommunikation angenommen. In diesem Kontext charakterisieren Watzlawick et al. (1967) Kommunikation anhand der aufgestellten fünf Axiome:

1. Man kann nicht nicht kommunizieren,
2. Jede Kommunikation hat einen Inhalts- und einen Beziehungsaspekt,
3. Kommunikation ist immer Ursache und Wirkung,
4. Menschliche Kommunikation bedient sich analoger und digitaler Modalitäten,
5. Kommunikation ist symmetrisch oder komplementär.

Innerhalb des Kommunikationsmodells **(Abb. 1)** treten die einzelnen Axiome an unterschiedlichen Stellen auf, um inhaltlich strukturiert in Beziehung zu weiteren Faktoren gesetzt zu werden.

Mit der Formulierung seines ersten Axioms „Man kann nicht nicht kommunizieren“ manifestierte Watzlawick die Unmöglichkeit des nicht Vorhandenseins einer Kommunikation, wobei zwischen verbaler und nonverbaler Kommunikation differenziert wird. Diese beiden Aspekte finden sich ebenfalls in dem von Watzlawick postulierten 4. Axiom, worin zwischen digitaler und analoger Kommunikation unterschieden wird. Abgrenzend zur technischen Betrachtung der Kommunikation beschreibt die digitale Kommunikation eine komplexe und logische Syntax und kann somit der verbalen Kommunikation zugeordnet werden, wohingegen die analoge Kommunikation über ein semantisches Potenzial verfügt und daher im Bereich der nonverbalen Kommunikation anzusiedeln ist.

In Teilen überschneidend beschreiben Morris & Mead (1934) das Phänomen der bewussten und unbewussten Kommunikation. Inhaltlich umfasst die bewusste Kommunikation den gesprochenen Teil, wohingegen die unbewusste Kommunikation betreffend der Gesten anzusiedeln ist.

Aus den bislang aufgeführten Inhalten lassen sich zwei mögliche Cluster identifizieren, welche jeweils Parallelen zu den Inhalten des 5. Axioms aufweisen (Watzlawick et al. 1967). Innerhalb des ersten Clusters lässt sich die analoge, nonverbale & unbewusste Kommunikation zusammenfassen, welche unter dem Aspekt der Beziehung agieren. Im zweiten Cluster finden sich die digitale, verbale und bewusste Kommunikation unter dem Aspekt des Inhalts wieder. In diesem Zusammenhang postulieren Watzlawick et al. (1967), dass jede Kommunikation sowohl Inhalts- als auch Beziehungsaspekte beinhaltet, wodurch ebenfalls deutlich wird, dass in jeder Kommunikation Elemente der einen Seite, sowie der anderen enthalten sind.

Weitere Parallelen zu den Aspekten der Beziehung und des Inhalts bildet die Zweifelderlehre von Bühler (1934). Die Unterscheidung in Zeigefeld und Symbolfeld symbolisiert die Aufgliederung sprachlicher Zeichen in zweierlei Arten. Das Zeigefeld umfasst den Bereich deiktischer Symbole (Zeichen, mit denen auf Orte in Raum und in Zeit verwiesen, sowie Rollenträger gezeigt wird), welche vergleichbar sind mit der Bedeutung einzelner Phoneme in der Phonologie. Dahingehend lassen sich Parallelen vom Zeigefeld zum bereits aufgeführten Aspekt der Beziehung und somit auch zur analogen sowie nonverbalen und unbewussten Kommunikation aufzeigen. Auf der anderen Seite beschreibt Bühler (1934) innerhalb des Symbolfelds einen Bereich der para- und syntagmatischen Beziehungen, welche dahingehend Analogien zu den Aspekten des Inhalts sowie der digitalen als auch verbalen Kommunikation aufweisen.

Schulz von Thun (1985) ergänzt in seinem Modell „Vier Seiten einer Nachricht“ die von Watzlawick im 5. Axiom aufgestellten Inhalts- und Beziehungsaspekte/-ebene mit den Aspekten der Selbstoffenbarung und des Appells.

„Kommunikation als Funktion“ aus den Theorien von Bühler (1934) und Jakobson (1985) wird im Kommunikationsmodell als inhaltliche Folge der zuvor beschriebenen Ansätze verstanden. Dies bedeutet, dass Kommunikation – obgleich welchen Mitteln sie sich bedient – immer eine Funktion zur Folge hat. In ihrer Formulierung differenzierend, zeigen sich starke inhaltliche Überschneidungen in den Ansätzen Bühlers (1934):

1. Referentielle Funktion,
2. Emotive Funktion,
3. Konative Funktion,

und Jakobsons (1985):

1. Phatische Funktion,
2. Darstellungsfunktion,
3. Ausdrucksfunktion,
4. Appellfunktion,
5. Poetische Funktion,
6. Metasprachliche Funktion.

Die aus dem bereits ausgeführten Inhaltsaspekt resultierenden Folgen lassen sich über die referentielle Funktion (Bühler, 1934) respektive der Darstellungsfunktion (Jakobson, 1985), welche als die vordergründige Funktion definiert wird, ableiten. Die sogenannte Emotive- (Bühler, 1934) oder Ausdrucksfunktion (Jakobson, 1985) kann als fokussiert auf den Absender mit dem Ziel einer direkten Abbildung der Einstellung des Sprechers gegenüber dem gesprochenen Wort betrachtet werden (Jakobson, 1985). Hierbei lassen sich Analogien zu den aus dem Aspekt der Selbstoffenbarung (Schulz von Thun, 1981) resultierenden Folgen ableiten. Als Folgen des Aspekts der Beziehung lässt sich die „phatische Funktion" (Jakobson 1985), als die Funktion, welche die Aufmerksamkeit des Adressaten sichert bzw. auch umgekehrt, solche mit denen der Rezipient dem Sprecher seine Aufmerksamkeit signalisiert, in Verbindung bringen. Die konative (Bühler, 1990) oder Appellfunktion (Jakobson, 1985) findet ihren reinsten grammatischen Ausdruck in dem Vokativ und Imperativ, welche syntaktisch, morphologisch und oftmals auch phonemisch von anderen nominalen und verbalen Kategorien abweichen (Jakobson, 1985). Assoziationen dieser Funktion zeigen sich als Folge des Appellaspekts (Schulz von Thun, 1981). Sowohl die poetische als auch metasprachliche Funktion (Jakobson, 1985) der Kommunikation werden hier als zusätzliche in dem Kommunikationskonstrukt agierende Funktionen dargestellt. Die poetische Funktion versteht die verbale Kunst als Hauptfunktion, beinhaltet jedoch dominante und bestimmende Funktionen. In allen anderen verbalen Aktivitäten agiert sie als ergänzender, zusätzlicher Bestandteil. Wann immer der Absender und/oder der Adressat abgleichen müssen, ob diese denselben Code nutzen, ist die Sprache auf den Code fokussiert und bildet eine metasprachliche Funktion (Jakobson, 1985).

Als ergänzende und im Modell der Kommunikation gleichermaßen den anderen Funktionen übergeordnet, wird die Ursache und Wirkung einer Kommunikation aus dem 3. Axiom von Watzlawick et al. (1967) betrachtet. In diesem Kontext wird Kommunikation als Reiz betrachtet, welcher wiederum zirkulär verläuft, d.h. auf eine Kommunikation erfolgt eine Reaktion welche wiederum Einfluss auf die eigentliche Kommunikation hat.

Bereits an dieser Stelle soll auf die Lerntheorie des Behaviorismus verwiesen werden, welche im Modell interagierender Faktoren der Informationsvermittlung in der **Abbildung 3** näher dargestellt wird.

Sowohl die im fünften Axiom von Watzlawick et al. (1967) beschriebenen symmetrischen und komplementären Kommunikationsabläufe, als auch die Unwahrscheinlichkeitsniveaus nach Luhmann (1995) bilden in dem vorliegenden Modell **(Abb. 1)** einerseits die Kommunikationsabläufe andererseits mögliche Ergebnisse der Kommunikation ab, wobei auch hier etwaige Parallelen aufgezeigt werden können. Symmetrie strebt nach Gleichheit und Verminderung von Unterschieden im Kommunikationsablauf. Dagegen gibt es in komplementären Abläufen immer einen superioren und einen inferioren Partner, wobei diese sich in ihrem Verhalten ergänzen. Analogien können dabei in der Unwahrscheinlichkeit des Kommunikationserfolgs (Luhmann, 1995) gefunden werden. Diese stellt in der von Luhmann (1995) dazu postulierten Theorie eine von drei Unwahr-

scheinlichkeitsniveaus dar, und beschreibt die Tatsache, dass eine Äußerung verstanden werden kann, aber keine Garantie darüber vorliegt, dass diese akzeptiert wird und ein Anschlussverhalten auslöst. Das zweite Unwahrscheinlichkeitsniveau beschreibt das Verstehen von Kommunikation und dahingehend das Phänomen, dass der Sinn einer Äußerung nur im Gesamtkontext als verständlich betrachtet werden kann. Diese Unwahrscheinlichkeit des Verstehens wiederum wird in dem vorliegenden Modell mit der bereits beschriebenen metasprachlichen Funktion (Jakobson, 1985) in Verbindung gebracht. Das Niveau der Unwahrscheinlichkeit des Erreichens soll hier ergänzend aufgeführt werden und ist dadurch charakterisiert, dass es unmöglich ist, mehr Personen zu erreichen, als einer spezifischen Situation beiwohnen.

Ergänzend und gleichzeitig inhaltlich abgrenzend zu den beschriebenen Theorien und deren Wechselwirkungen kann der auf mathematischer Grundlage basierende Ansatz von Shannon & Weaver (1949) verstanden werden, welcher Kommunikation als Prozess mit drei Ebenen definiert, wobei die jeweils niedrigere Ebene Voraussetzung für die nächst Höhere ist. Die erste Ebene charakterisiert dabei das technische Problem. Inhalt dieser Ebene ist die verlustfreie Übermittlung von Kommunikationssymbolen. Das semantische Problem definiert in der zweiten Ebene die exakte Übermittlung der intendierten Bedeutung über die Symbole. Im Effektivitätsproblem der dritten Ebene ist die Beeinflussung des Verhaltens des Adressaten über die empfangene Bedeutung der zentrale Inhalt.

Der innerhalb des vorliegenden Kapitels beschriebene Bereich der Kommunikation beruht auf einer Auswahl an Kommunikationstheorien und kann innerhalb dieses Konstrukts nicht als allumfassend verstanden werden. Nicht zuletzt über das Feedback – und als solches im späteren auch beschrieben – bildet der Bereich der Kommunikation zu den Inhalten der Motivation starke Anknüpfungspunkte. Analog zum dargestellten Themenfeld der Kommunikation wird im Weiteren auf den Bereich der Motivation eingegangen, um ebenfalls vorwegnehmend einen tieferen Einblick und dahingehendes Verständnis in der Komplexität des Gesamtkonstrukts zu gewährleisten.

3 Motivation

Einen Meilenstein der Motivationsforschung bilden die in den 1930er Jahren durchgeführten, in ihrer eigentlichen Ausrichtung ökonomisch orientierten Hawthorne Studien, welche motivationale Aspekte im betrieblichen Kontext untersuchten (Roethlisberger et al. 1939). In diesen frühen Arbeiten wurde auf die Mehrdimensionalität von Motivation und die Dynamik von interagierenden (internen) Einflussfaktoren hingewiesen. In folgenden Auseinandersetzungen fanden Betrachtungen von Motivation im Konstrukt externer interagierender Komponenten, zunehmende Bedeutung. Dahingehend beschreibt Stachowiak (1965) die Wechselwirkung zwischen Perzeption, Motivation und operationalem Denken als gegenseitig einflussnehmend innerhalb eines kybernetischen Modells. Neben der Unterscheidung der Stellgrößen (Perzeption, Motivation und operationalem Denken) lassen sich auf diese einflussnehmende Parameter (Einflussgrößen) unterscheiden. Veränderungen dieser Einflussgrößen haben, neben den Folgewirkungen auf die jeweilige Stellgröße, Einfluss auf alle weiteren im Modell agierenden Parameter.

Motivation kann sowohl auf interne als auch externe Faktoren, die den Anreiz zur Ausführung einer Handlung geben können, bezogen werden (Locke & Latham, 2004). Sowohl die Ausrichtung (Wahl), die Intensität (Anstrengung) und die Ausdauer (Beharrlichkeit) als Aspekte der Handlung können somit mittels Motivation beeinflusst werden (Locke & Latham, 2004). Der Motivation vorgelagert müssen latent ruhende Motive wie Be-

weggrund, Trieb, Bedürfnis, Neigung und Strebung als individuelle Persönlichkeitsdispositionen verstanden und als solche berücksichtigt werden. Maslow (1955) klassifiziert Bedürfnisse innerhalb einer hierarchischen Struktur wobei er in Defizit- und Wachstumsbedürfnisse unterscheidet. Dabei sind Defizitbedürfnisse (Trinken, Schlafen, Essen) physiologisch begrenzt wohingegen Wachstumsbedürfnisse (Anerkennung, Reichtum, Selbstverwirklichung) theoretisch ad infinitum gesteigert werden können. Für Maslow bildet die Befriedigung von Grundbedürfnissen eine unabdingbare Voraussetzung für eine Motivationsentfaltung zur Befriedigung von Bedürfnissen höherer Ebenen.

Um in Motivation überzugehen bedarf dabei jedes Motiv (Beweggrund, Trieb, Bedürfnis etc.) eines situativen Faktors mit Aufforderungscharakter. Das Erlernen des Aufforderungscharakters (Anreiz zur Handlung) erfolgt häufig mittels Reiz-Reaktionslernen wodurch sich bereits an dieser Stelle der im späteren beschriebene Übergang zum Bereich des Lernens akzentuiert (Edelmann, 1996).

Traditionell untergliedert werden kann das außerordentlich weitläufige Gebiet der Motivation in extrinsische und intrinsische Motivation. Intrinsische Motivation kann als Absicht verstanden werden, eine bestimmte Handlung durchzuführen, weil die Handlung selbst von positiven Erlebenszuständen begleitet wird wohingegen man unter extrinsischer Motivation die Absicht versteht eine Handlung durchzuführen, weil damit bestimmte Folgen assoziiert werden (Edelmann, 2003; Schiefele, 1996 zur Übersicht). Intrinsische und extrinsische Faktoren beeinflussen dabei den Zustand des Motiviertseins direkt oder indirekt durch den Ort der Handlungskontrolle (Rotter, 1966), die Selbstwirksamkeitserwartung (Bandura, 1977), das Produkt aus Erwartung und Valenz (Vroom, 1964) oder dem erlebten Schwierigkeitsgrad des Zielerreichungsprozesses (Locke & Latham, 1990) (Deci & Ryan, 1993 zur Übersicht). Der Unterteilung des motivationalen Aufforderungscharakters in intrinsische und extrinsische Motivation lässt sich eine weitere Untergliederung anschließen. Dabei kann extrinsische Motivation mittels positiver (Belohnung) oder negativer Verstärkung (Strafe) erfolgen. Intrinsische Motivation hingegen untergliedert sich in Neugier (kognitiv), Anreiz (Emotion) und Erfolgserwartung (Wahrscheinlichkeit) (Edelmann, 2003 zur Übersicht).

Verlinkung Abbildung 2

Wie in **Abbildung 2** dargestellt sind die Faktoren der intrinsischen und extrinsischen Motivation dem Aspekt des primären Verstärkers zugeordnet. Dabei stellen primäre Verstärker Anreize dar, die eine unmittelbare biologische Bedeutung für den Organismus haben. Dem gegenüber stehen sekundäre Verstärker deren Anreiz mittelbar über einen Faktor der wiederholt mit einem primären Faktor zusammen auftritt, wirkt. Hierbei liegt der Anreiz in dem erlernten Wissen um die Wirkung bei einem gemeinsamen Auftreten des Faktors mit einem primären Verstärker. Faktoren können durch materielle und soziale Verstärker sowie Aktivitäts- und Informationsverstärker gebildet werden (Rösler, 2011).

Aus der Untergliederung intrinsischer Motivation in Neugier, Anreiz und Erfolgserwartung lassen sich im vorliegenden Konstrukt Analogien zu dem bereits 1938 von Murray definierten Leistungsmotiv aufzeigen. Dabei wird es von Murray unter anderem als das Bestreben, etwas Schwieriges zustande zu bringen und dies so schnell und so selbständig wie möglich zu tun, verstanden. In der Weiterentwicklung von Atkinson (1964) aufgegriffen differenzieren sich die Aspekte der „Hoffnung auf Erfolg“, sowie „Furcht vor Misserfolg“ innerhalb des Leistungsmotivs heraus. Bezüglich dieser Dichotomie von zwei entgegengesetzten motivationalen Systemen gilt es insbesondere die von Konorski (1967) aufgezeigte und von Dickinson und Dearing (1979)

entwickelte Interaktion von appetitiven und aversiven Komponenten, als angenehme und unangenehme Konsequenzen, zu benennen. Folglich schließt die Erzeugung von Motivation als Folge von Selbsteffizienz (Bandura, 1986), Belohnung und Feedback als psychologische Mittlerprozesse ein (Locke, 1996). Beispielhaft sollen die Control Theory (Lord & Hanges, 1987), sowie die Goal-setting Theory (Latham & Locke, 2002) genannt werden, wobei für eine nähere Beschreibung auf den anschließenden Artikel sowie die jeweilige spezifische Literatur verwiesen wird.

Die von Weiner (1986) eingeführte Attributionstheorie beschreibt, bezugnehmend auf vorangegangene Überlegungen Heiders (Heider, 1958), die Neigung des Menschen Erfolg und Misserfolg ursächlich zu ergründen. Dabei kann die ursächliche Zuschreibung von Erfolg und Misserfolg jeweils zwei internen (Fähigkeit, Anstrengung) und zwei externen (Schwierigkeit, Zufall) Merkmalen zugeschrieben werden (Weiner, 1972). Eine gezielte Zuschreibung dieser Attributionsmerkmale, also eine kausale Verbindung von Erfolg oder Misserfolg zu den Attributionsmerkmalen, erzeugt dahingehend eine Motivationssteigerung oder -minderung. Darüber hinaus hat die ursächliche Zuschreibung von Erfolg und Misserfolg Auswirkungen auf weitere, diesbezügliche Handlungen. Diese Auswirkungen treten unabhängig davon auf, ob die Handlung selber durchgeführt oder beobachtet wurde, wodurch sich unmittelbar ein Bezug zur erlernten Handlung oder Verhaltensweise ergibt (Weiner, 1972).

Innerhalb des Motivationsbereichs wird deutlich, wie stark dieser mit anderen Bereichen in Zusammenhang steht, bzw. von diesen beeinflusst wird. Der folgende Abschnitt und das sich darauf stützende Modell der Informationsvermittlung greift diese Beziehungen auf und versucht in der Beschreibung weiterer interagierender Faktoren die Komplexität und Dimensionalität zu verdeutlichen.

4 Informationsvermittlung im Konstrukt interagierender Faktoren

Die Themenbereiche der Kommunikation und der Motivation mit Inhalten aus Lerntheorien sowie Aspekten wie Erfahrung, Emotion, Aufmerksamkeit und weiterer offensichtlich im Konstrukt der Informationsvermittlung stehender Faktoren in Verbindung zu setzen, kann als die Kernaufgabe des nachfolgend beschriebenen Meta-Modells **(Abb. 3)** verstanden werden. Dabei stellt das Modell wie nach Stachowiak (1973) beschrieben lediglich ein beschränktes Abbild der Wirklichkeit dar und kann im Allgemeinen nicht alle Attribute des Originals, sondern nur diejenigen, die dem Modellschaffer bzw. Modellnutzer relevant erscheinen, erfassen.

Verlinkung Abbildung 3

Dem Bereich der Kommunikation sehr nahe stehend und häufig in der Literatur auch synonym verwandt, ist die Interaktion der teilnehmenden Personen. Innerhalb der Interaktion ist es bedeutsam, welche Erfahrungen die Interagenten gemeinsam haben und was sie voneinander erwarten (Köck & Ott, 2002). Im vorliegenden Modell sind die drei Hauptströmungen der:

1. Paternalistischen Interaktion,
2. Informativen Interaktion,
3. Partizipativen Interaktion,

verankert.

Neben den starken Analogien zum Bereich der Kommunikation ergeben sich aus der Interaktionsform relevante Einflüsse auf den Bereich des Lernens, welcher maßgeblich von der Interaktion der beteiligten Partner abhängig ist. Die paternalistische Interaktion ist charakterisiert als soziales Phänomen, in der die Beziehung zweier Personen, die dergestalt eine spezifische Asymmetrie aufweist, dass der Überlegene dem Unterlegenen Vorteile zukommen lässt, ohne dessen Interessen oder Präferenzen zu beachten. Innerhalb des Gesundheitsbereichs, in dem die unterschiedlichen Interaktionsformen stark diskutiert werden, kann diese Form als „väterliche Fürsorge“ verstanden werden, die sich in einer „Führung des Patienten zu seinem Besten“ und einer damit korrespondierenden „vertrauensvollen Unterordnung“ ausdrückt (Peintinger, 2008).

Übertragen auf den Bereich des Lernens spiegeln sich Parallelen dieser Interaktionsform innerhalb des Instruktionalismus wieder. Hierbei wird dem Lernenden Wissen vermittelt, welches dieser quasi passiv aufnehmen soll. Dieses vermittelte Wissen wird durch den Einsatz von Übungen vertieft (Gagné, 1965). Dahingehend spielen die Passivität des Empfangenden und das wiederholte Üben eine zentrale Rolle dieses Ansatzes. Dem Instruktionalismus vorausgehend und somit ebenfalls mit der paternalistischen Interaktion in Verbindung zu bringen, sind die Formen der Konditionierung (klassisches, instrumentelles und operantes), welche der behavioristischen Lernpsychologie entstammen. Dabei beruhen alle Ausprägungen dieser Theorie allein auf messbarem und beobachtbarem Verhalten. Prozesse innerhalb des Individuums werden für nicht beobachtbar gehalten (Baumgartner & Payr, 1994). Die klassische Konditionierung (Signallernen) als der Prozess, der wiederholten Koppelung eines neutralen Reizes mit einem unbedingten Reiz, wobei der ursprünglich neutrale Reiz eine Signalfunktion übernimmt und eine bedingte Reaktion auslöst, bildet die Grundlage innerhalb der behavioristischen Lernpsychologie (Krech & Crutchfield, 1992). Folglich gilt, dass ein neutraler Reiz, durch das einmalige oder mehrmalige Paaren mit einem biologisch signifikanten Reiz, auch in dessen Abwesenheit eine Verhaltensreaktion auslöst (Zimbardo, 1992).

Darauf aufbauend bilden die operante und instrumentelle Konditionierung benachbarte Ansätze, welche beidseitig ineinander übergreifen (Fisseni, 2003). Innerhalb der instrumentellen Konditionierung wird eine Verhaltensweise zu einem Instrument, um eine angenehme Konsequenz herbeizuführen und eine unangenehme zu vermeiden. Dabei stellt eine Aktivität ein Mittel zum Erreichen einer bestimmten Konsequenz dar (Mietzel, 1998). Zusammenfassend vertritt die instrumentelle Konditionierung den Ansatz, dass ein bestimmtes Verhalten eine bestimmte Konsequenz zur Folge hat, was als Verknüpfung gespeichert wird.

Das operante Konditionieren als weitere Form, versteht Prozesse in denen eine Reaktion, unabhängig von den Bedingungen, die zu ihnen geführt haben, von einer Verstärkung gefolgt werden, wodurch eine Erhöhung der Wahrscheinlichkeit resultiert, dass diese Reaktion unter ähnlichen Bedingungen wieder gezeigt wird (Lefrancois, 1993). Folglich wird eine bestimmte Verhaltensweise erlernt, weil sie von ihrer Umwelt dafür Verstärkung erhält. In der praktischen Anwendung und dahingehend in der Übertragung auf das Konstrukt der Informationsvermittlung kommt dieser Differenzierung eine erhebliche Funktion zu. Die innerhalb des Behaviorismus gewählte Zielstellung (Veränderung/Erlernen eines Verhaltens oder einer Reaktion) muss somit als wegweisend für das Einsetzen der Lerninstrumente betrachtet werden.

Innerhalb beider Bereiche, sowohl des instrumentellen als auch des operanten Konditionierens, welche unter den Begriff des Reiz-Reaktions-Lernens fallen, kann Verstärkung als der Prozess verstanden werden, der dazu führt, dass ein spontan gezeigtes Verhalten vermehrt auftritt (Hobmair et al. 1996). Dabei greift die in positiv und negativ zu unterscheidende Verstärkung unmittelbar in den Bereich der Motivation über. Mit positiver

Verstärkung werden in diesem Kontext Reize und Ereignisse verstanden, deren reaktionskontingente Darbietung dazu führt, dass die Frequenz einer Verhaltensweise ansteigt (Linden & Hautzinger, 1996). Das heißt, dass eine Verhaltensweise zu einer gewünschten, angenehmen (appetitiven) Konsequenz führt.
Als negativer Verstärker hingegen wird ein Reiz bezeichnet, der die Auftrittswahrscheinlichkeit einer Wirkreaktion erhöht, wenn er aus einer Situation herausgenommen wird (Hilgard & Bower, 1973). Dementsprechend führt eine Verhaltensweise dazu, dass eine unangenehme (aversive) Konsequenz ausbleibt. Innerhalb des Verstärkens stellt das „Shaping“ eine Methode dar, bei der aufeinanderfolgende Annäherungen differentiell verstärkt werden (Lefrancois, 1994). Somit wird innerhalb dieser Methode nicht ausschließlich die vollständige Abfolge der erwünschten Verhaltensweisen verstärkt, sondern bereits jegliche Annäherung an den gewünschten Zustand.

Im Gegensatz dazu bezeichnet „Chaining“ das Verknüpfen von Einzelreaktionen zu komplexen neuen Verhaltensweisen (Washburn, 1916; Watson, 1920; Esser, 2008 zur Übersicht). Hierbei kommt es zum schrittweisen Erlernen und dahingehend zum Erlernen in Teilschritten.

In tierexperimentellen Versuchen über das Verabreichen von Futter gesteuert, stellt das „Verstärken“ im Humanbereich hohe Anforderungen an das Feedback. Dabei dient Feedback dazu, eigenes und fremdes Erleben und Verhalten sensibel aufeinander abzustimmen (Däumling et al. 1974). Der Begriff Feedback stammt aus der Kybernetik und bezeichnet ursprünglich die Rückmeldung oder Rückkopplung von Informationen (Fengler, 2010). Über Instrumente der Kommunikation vermittelt, sind die Bereiche des Feedbacks und der Kommunikation unwillkürlich miteinander verbunden. Hierbei müssen Kommunikationsaspekte, Kommunikationsformen und Kommunikationsmittel gezielt ausgewählt werden, um als Feedback adäquat eingesetzt werden zu können. Das Feedback als Schlüsselfunktion wirkt innerhalb des Gesamtkonstrukts auf das Leistungsmotiv in der Beeinflussung der appetetiven und aversiven Komponente und somit über motivationale Aspekte (**Abbildung 2** / Kapitel Motivation) auf die weiteren Prozesse des Lernens ein.

Als weitere Form der Interaktion bietet die Partizipative eine „Mittelstellung“ zwischen informativer und paternalistischer Interaktion. Speziell im Gesundheitswesen, auch unter dem Begriff der paternalistischen Entscheidungsfindung oder als „shared decision making“ bekannt, erhält diese Interaktionsform aufgrund des veränderten Rollenverständnisses Anfang der 1990er Jahre erhöhte Aufmerksamkeit (Charles et al. 1997; Charles et al. 1999). Innerhalb dieser Interaktionsform werden Entscheidungen stets von beiden Partnern getroffen. Zudem fließen Informationen in beide Richtungen, was einen wesentlichen Unterschied zu den beiden anderen Interaktionsmodellen darstellt (Bieber et al. 2007). Im Prozess der Informationsvermittlung eingebunden, zeigen sich in der Betrachtung der Ansätze des Konstruktivismus innerhalb der Lernpsychologie Analogien zur beschriebenen partizipativen Interaktionsform.

In den meisten Disziplinen ist der Konstruktivismus mit der Annahme verknüpft, dass Wissen, Erkenntnisse, Zusammenhänge und andere Inhalte vom Individuum konstruiert und nicht naturgegeben sind (z. B. Maturana & Varela, 1990; von Glasersfeld, 1989). Dahingehend besteht die Aufgabe einer Lehrperson nicht darin, Wissen zu vermitteln, sondern die Lernenden durch ein ausgewogenes Maß an Instruktion in ihrem individuellen Lernprozess zu unterstützen (Riemeier, 2007). Dabei ist Lernen als aktive Wissenskonstruktion durch den Lernenden, sowie als individueller Vorgang, abhängig vom Vorwissen und dahingehend von der Erfahrung des Lernenden zu sehen. Im Konstruktivismus ist Wissen an sich nicht vermittelbar, sondern kann nur individuell selbst konstruiert werden (Thissen, 1997). Reinmann und Mandl (2006) bezeichnen Lernen in diesem Kontext

als einen aktiven, selbstgesteuerten, konstruierenden, situierten, sozialen und emotionalen Prozess, wodurch auch häufig der Begriff des Lernens durch Lehren verwendet wird. In Bezug auf die Anknüpfungspunkte der partizipativen Interaktion, können im Speziellen aktive und soziale Prozesse herausgegriffen werden.

Als Weiterentwicklung des radikalen Konstruktivismus postuliert Reich (1999) im Ansatz des interaktionistischen Konstruktivismus einen kulturbezogenen und sozialen Konstruktivismus, der entgegen dem radikalen Konstruktivismus nicht in einer subjektivistischen Position verharrt und gegenüber dem methodischen Konstruktivismus die sprachpragmatische Reflexion erheblich erweitert. Dabei verstehen sich unter „interaktionistisch“ Beobachtungstheorien, die vor allem auf die gegenseitige Wechselwirkung der Zirkularität in menschlichen Beziehungen und Kommunikationen verweisen. Hier kommt es nicht nur darauf an, Beobachtungen auf der symbolischen, überwiegend kognitiv vermittelten Seite zu machen, sondern auch Gefühle, Imaginationen und das Begehren der beteiligten Beziehungspartner zu beachten (Reich, 1998). Insbesondere kommt es dem interaktionistischen Konstruktivismus darauf an, das Lernen als Ausdruck pluraler und widersprüchlicher Verständigungen in seinen Arten der Rekonstruktion, der Konstruktion und der Dekonstruktion neu zu entfalten (Reich, 1997).

Dem interaktionistischen Konstruktivismus sehr nahe stehend, bildet der Konnektivismus eine Lerntheorie, die durch das digitale Zeitalter geprägt ist. Lernen wird als das Schaffen von Verbindungen zwischen Informationen dargestellt. Innerhalb des Konnektivismus wird das Konzept des Lernens in einer Gemeinschaft beschrieben, wobei die einzelnen Lernenden gegenseitig von ihrem Wissen profitieren (Siemens, 2005). In diesem Kontext spielen Netzwerke eine besondere Rolle. Diese werden einfach definiert als Verbindungen zwischen Einheiten. Computernetzwerke, Energieversorgungsnetze, sowie soziale Netzwerke arbeiten alle auf Basis einfacher Prinzipien, welche Personen, Gruppen, Systeme, Knoten und Organisationen verbinden, um dadurch eine Einheit zu schaffen. Änderungen innerhalb des Netzwerks haben Folgewirkungen auf das Ganze (Siemens, 2005).

Ausgehend von dem Maß in dem sich der Lehrende im Lernprozess des Konstruktivismus einbringt können ebenfalls Parallelen zur informativen Interaktion gezogen werden. Hierbei besteht die Aufgabe des Lehrenden lediglich darin Informationen bereit zu stellen, wodurch der Lernende im Mittelpunkt des eigentlichen Lernprozesses steht. Folglich spielt der radikale Konstruktivismus im Bereich der informativen Interaktion eine größere Rolle wohingegen der interaktionistische Konstruktivismus im vorliegenden Konstrukt vorwiegend der partizipativen Interaktion zuordnet wird.

Die mit dem Bereich der Motivation in besonders engem Zusammenhang stehenden Emotionen (Edelmann, 2003) können als indirekt auf die Informationsvermittlung aber auch -verarbeitung einflussnehmend betrachtet werden. Gemäß der Kapazitätshypothese gehen extreme Stimmungslagen mit einer Reduktion der kognitiven Kapazität einher (Bohner et al. 1992). Easterbrook (1959) und Wyer (1974) belegen bereits früh, dass gedrückte im Vergleich zu neutralen Stimmungslagen die Aufnahme und Verarbeitung von Informationen behindern können. In Bezug auf positiv emotionale Zustände berichtet Isen (1987), dass durch eine gute Stimmung positive Erinnerungen aktiviert werden, wodurch die Aufmerksamkeit defokusiert wird und weniger Kapazität für die Verarbeitung neuer Informationen zur Verfügung steht als unter neutraler Stimmung.

Im direkten Zusammenhang mit der Informationsverarbeitung und dahingehend mit emotionalen Einflüssen, sowie Prozessen der Aufmerksamkeit steht der Kognitivismus. Im Gegensatz zu den behavioristischen Lern-

theorien, die schwerpunktmäßig die äußeren Bedingungen des Lernens beschreiben, rücken innerhalb der kognitiven Lerntheorien die innere Repräsentation der Umwelt in den Mittelpunkt des Interesses (Edelmann, 1996).

Das in Atkinson & Shijfrin (1968) entworfene Dreispeichermodell des menschlichen Gehirns, welches den sensorischen Speicher, den Kurzzeitspeicher und den Langzeitspeicher unterscheidet, findet im Kognitivismus eine grundlegende Verwendung. Auf den traditionellen Annahmen stützend, zählt zu den Vorgängen der Lernsteuerung im Kurzzeitgedächtnis die Art der Aufmerksamkeitssteuerung, wodurch organische Reize erst zu Informationen werden und als solche ins Langzeitgedächtnis gelangen. Dies erfolgt durch aktive Kontrollprozesse (z. B. Wiederholen, Memorieren und andere Behaltensstrategien) die vermutlich verbal ablaufen (Holzkamp, 1995).

Die Ausdifferenzierung in ein episodisches und ein semantisches Gedächtnis, ist innerhalb des Kognitivismus größtenteils zur näheren Bestimmung des Langzeitgedächtnisses zu sehen (Bower & Hilgard, 1984). Dabei speichert das episodische Gedächtnis zeitliche und räumlich-zeitliche Angaben und ordnet diese mit einem autobiographischen Bezug dem vorhandenen Wissen zu, wobei die dadurch mit aufgenommenen Angaben für die Inhalte der gespeicherten Informationen nicht relevant sein müssen (Tulving, 1972). Getrennt davon wird der Sinngehalt des Wortes, das organisierte Wissen einer Person über Wörter und andere Symbole, deren Bedeutung und Referenten, über Relationen zwischen Symbolen, über Regeln und Konzepte, im semantischen Gedächtnis gespeichert (Bredenkamp & Wippich 1972).

Im Weiteren lässt sich das episodische und semantische Gedächtnis zum deklarativen Gedächtnis zusammenfassen und dem prozeduralen Gedächtnis gegenüberstellen (Tulvin, 1985). Deklaratives Wissen wird dabei als Faktenwissen bezeichnet und umfasst das Wissen darüber „was zu tun ist“. Prozedurales Wissen ist Handlungswissen, es umfasst das Wissen darüber „wie etwas zu tun ist“. Prozedurales Wissen kann sowohl implizites als auch explizites Wissen sein (Seel & Hanke, 2009). Explizites Wissen wird generell dasjenige Wissen in Organisationen verstanden, das in artikulierter, transferierbarer und archivierbarer Form vorliegt. Dagegen versteht man unter implizitem Wissen das Rekrutieren auf den Sachverhalt (Polanyi, 1985). Bei der Unterscheidung zwischen implizitem und explizitem Wissen, handelt es sich um einen kontrovers diskutierten Sachverhalt (z. B. Haider, 1991; Seger, 1994), der von der besonderen Bedeutung impliziten Wissens bis hin zur völligen Ablehnung des Vorhandenseins eines derartigen Wissensmodus reicht. Wesentliche Bereiche, in denen sich explizites und implizites Wissen unterscheiden, sind neben der Verbalisierbarkeit und dem Bewusstseinsgrad, Aspekte der Wissensakquisition, des Wissensinhaltes, der Sinnlichkeit und der Wirksamkeit des Wissens.

Innerhalb der kognitivistischen Ansätze erfolgen häufige Überschneidungen mit dem Bereich der Informationsverarbeitung und dahingehend mit der Speicherung von Information. Die dabei einflussnehmenden Bestandteile neurowissenschaftlicher Erkenntnisse müssen auf die Informationsvermittlung folgend, in Betracht gezogen werden, um weitere Rückschlüsse über die Nachhaltigkeit der Informationsvermittlung ziehen zu können. An diesem Punkt endend, stellt das Modell **(Abb. 3)** einen Überblick der im Vermittlungsprozess interagierenden Faktoren dar, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, sondern vielmehr die Komplexität dieses Prozesses zu verdeutlichen und einen ersten Ansatz zu bieten, diese komplexen Strukturen zu identifizieren und in ihrer Wechselwirkung zu verstehen. Im zweiten Teil des Artikels wird das Modell der Informationsvermittlung beispielhaft am Bereich des Gesundheitswesens verdeutlicht.

Literaturverzeichnis

Atkinson, J.W. (1964). *An introduction to motivation*. Princeton, NJ: Van Nostrand.

Atkinson, R.C.; Shiffrin, R.M. (1968). Chapter: *Human memory: A proposed system and its control processes*. In Spence, K.W. Spence, *The psychology of learning and motivation* (Volume 2). New York: Academic Press.

Bandura, A. (1977). *Self-efficacy*: *Toward a unifying theory of behavioral change*. Psychological Review, 84, 191–215.

Bandura, A. (1986). *Social Foundations of Thought and Action*: *A Social Cognitive Theory*. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall.

Baumgartner, P. & Payr, S. (1994*)*. *Lernen mit Software*. *Digitales Lernen*. Innsbruck: Österreichischer StudienVerlag.

Bieber, C., Ringel, N. & Eich, W. (2007). *Partizipative Entscheidungsfindung und ihre Umsetzung im Gesundheitswesen*. Klinikarzt, 36 (1), 21–25.

Bohner, G., Marz, P. & Bless, H. (1992). *Zum Einfluss von Stimmungen auf Attributionsprozesse*. Zeitschrift für Sozialpsychologie, 194–205.

Bower, G.H. & Hilgard, E.R. (1984). *Theorien des Lernens* II (3. Aufl.). Stuttgart.

Bredenkamp, J. & Wippich, W. (1977). *Lern- und Gedächtnispsychologie*. Band II. Stuttgart: Kohlhammer.

Bühler, K. (1934). *Sprachtheorie*. *Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Gustav Fischer Verlag.

Charles, C., Gafni, A. & Whelan, T. (1997). *Shared decision-making in the medical encounter*: *What does it mean*? Soc Sci and Med, 44 (5), 681–692.

Charles, C., Gafni, A. & Whelan, T. (1999). *Decision-making in the physician-patient encounter*: *Revisiting the shared treatment decision-making model*. Soc Sci and Med 49 (5), 651–661.

Däumling, A.M., Fengler, J., Nellesen, L.J. & Svensson, A. (1974). *Angewandte Gruppendynamik*. Stuttgart: Klett.

Deci, E.L. & Ryan, R.M. (1993). *Die Selbstbestimmungstheorie der Motivation und ihre Bedeutung für die Pädagogik*. Z.f.Päd, 39 (2), 223–238.

Dickinson, A. & Dearing, M.F. (1979). *Appetitive-aversive interactions and inhibitory processes*. In A. Dikkinson & R.A. Boakes (Eds.). *Mechanism of learning and motivation*. Hillsdale, N.J.: Lawrence Erlbaum Associates.

Easterbrook, J.A. (1959). *The effect of emotion on cue utilization and the organization of behavior*. Psychological Review, 66, 183–201.

Edelmann, W. (1996). *Lernpsychologie*. Weinheim: Beltz.

Edelmann, W. (2003). *Intrinsische und extrinsische Motivation*. Grundschule, 4, 30–32.

Esser, G. (2008). *Lehrbuch der klinischen Psychologie und Psychotherapie bei Kindern und Jugendlichen.* Stuttgart: Thieme Verlag.

Fengler, J. (2010). *Feedback als Interventions-Methode*. Gruppendyn Organisationsberat, 41, 5–20.

Fisseni, H.J. (2003). *Persönlichkeitspsychologie*. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe.

Gagné, R.M. (1965). *The conditions of learning and theory of instruction*. New York, NY: Holt, Rinehart & Winston.

Haider, H. (1991). *Die Unterscheidung zwischen explizitem und implizitem Wissen und Lernen*. Hamburg: Universität der Bundeswehr, Institut für Kognitionswissenschaft.

Heider, F. (1958). *The psychology of interpersonal relations*. New York: Wiley.

Hildgard, E. & Boger, G.H. (1973). *Theorien des Lernens I und II*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.

Hobmair, H. (1996). *Pädagogik*. Köln, München: Stam.

Holzkamp, K. (1995). *Lernen*. *Subjektwissenschaftliche Grundlegung*. Frankfurt/Main: Campus Verlag

Isen, A.M. (1987). *Positive affect, cognitive processes, and social behavior*. In: L. Berkowitz (Ed.), *Advances in Experimental Social Psychology*. San Diego: Academic Press.

Jakobson, R. (1985). *Closing statement: Linguistics and Poetics*. Semiotics, 150–156.

Klein, R.N., Beutelspacher, L., Hauk, K., Terp, C., Anuschewski, D., Zensen, C., Trkulja, V. & Weller, K. (2009), *Informationskompetenz in Zeiten des* 2:0 *– Chancen und Herausforderungen im Umgang mit Social Software*. Information – Wissenschaft und Praxis, 60 (3), 129–142.

Köck, P. & Ott, H. (2002). *Wörterbuch für Erziehung und Unterricht*. Hamburg: Auer.

Krech, D. & Crutchfield, R.S. (1992). *Grundlagen der Psychologie* (Bd. 3). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Latham, G.P. & Locke, E.A. (2002). *Building a Practically Useful Theory of Goal Setting and Task Motivation*, The American Psychologist, 57 (9), 705–17.

Lefrancois, G.R. (1994). *Psychologie des Lernens*. Berlin, Heidelberg: Springer.

Lefrancois, G.R. (2003). *Psychologie des Lernens*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer-Verlag.

Linden, M. & Hautzinger, M. (Hrsg.) (1996). *Verhaltenstherapie*. Berlin, Heidelberg: Springer.

Locke, E.A. & Latham, G.P. (1990). *A theory of goal setting and task performance*. Upper Saddle River, NJ: Prentice Hall.

Locke, E.A. (1996). *Motivation Through Conscious Goal Setting*. *Applied and Preventive Psychology*, 5, 117–124.

Locke, E.A., & Latham, G.P. (2004). *What should we do about motivation theory*? *Six recommendations for the twenty-first century*. Academy of Management Review, 29, 388–403.

Lord, R.G. & Hanges, P.J. (1987). *A control systems model of organizational motivation*: *Theoretical development and applied implications*. Behavioral Science, 32, 161–178.

Luhmann, N. (1995). *Social systems*. Stanford, Calif.: Stanford University Press.

Maslow, A. H. (1955). *Deficiency motivation and growth motivation*. In Jones, M. R. (Ed.). Nerbaska Symposium on motivation. Lincoln: University of Nebraska Press.

Maturana, H. R. & Varela, F. J. (1990). *Der Baum der Erkenntnis*. *Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. München: Goldmann.

Mietzel, G. (1998). *Pädagogische Psychologie des Lernens und Lehrens*. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe.

Mittelstaedt, P. (1985). *Information und Naturwissenschaft*. Phys.Bl., 3, 63–67.

Morris, C.W. & Mead, G.H. (1934). *Mind, Self, and Society*. Chicago: University of Chicago Pres.

Murray, H. A (1938). *Explorations in Personality*. New York: Oxford University Press.

Peintinger, M. (2008). *Ethische Grundfragen in der Medizin*. Wien: Facultas.

Picot, A. (1989). *Information Management* – The Science of Solving Problems. International Journal of Information Management, 9, 237–243.

Pietsch, T., Martiny, L. & Klotz, M. (2004). *Strategisches Informationsmanagement*: *Bedeutung, Konzeption und Umsetzung*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Polanyi, M. (1985). *Implizites Wissen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Reich, K. (1997). *Systemisch-konstruktivistische Pädagogik*. Neuwied: Luchterhand.

Reich, K. (1998). *Konstruktivistische Unterrichtsmethoden*. System Schule, 2 (1), 20–26

Reich, K. *Interaktionistischer Konstruktivismus*. System Schule, 3 (3), 75–85.

Reinmann, G. & Mandl, H. (2006). *Unterrichten und Lernumgebungen gestalten*. In A. Krapp & B. Weidenmann (Eds.), *Pädagogische Psychologie*. Weinheim: Beltz.

Riemeier, T. (2007). *Moderater Konstruktivismus*. In D. Krüger & H. Vogt (Eds.), *Handbuch der Theorien in der biologiedidaktischen Forschung*. Berlin: Springer.

Roethlisberger, F.J., Dickson, W.J., Wright, H.A., Pforzheimer, C.H., Western Electric Company. (1939). *Management and the worker*: *An account of a research program conducted by the Western electric company*, Hawthorne works, Chicago. Cambridge: Harvard University Press.
Rotter, J.B. (1966). *Generlized expectancies for internal versus external control of reinforcement*. Psychological Monographs, 80, 1–28.
Rösler, F. (2011). *Psychophysiologie der Kognition*. Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.
Schiefele, U. (1996). *Motivation und Lernen mit Texten*. Göttingen: Hogrefe.
Schulz von Thun, F. (1981). *Miteinander reden*: *Störungen und Klärungen*. *Psychologie der zwischenmenschlichen Kommunikation*. Reinbeck: Rowohlt.
Seel, N.M. & Hanke, U. (2009). *Lernen und Behalten*. Weinheim: Beltz.
Seger, C.A. (1994). *Implicit Learning*. Psychological Bulletin, 115, 163–196.
Siemens, G. (2005). *Connectivism*: *A Learning Theory for the Digital Age*. International Journal of Instructional Technology & Distance Learning, 2 (1).
Shannon, C.E. (1948). *A Mathematical Theory of Communication*. The Bell System Technical Journal, 27, 379–423.
Shannon, C.E. & Weaver, W. (1949). *The Mathematical Theory of Communicaton*. Urana: University of Illinois Press.
Shannon, C.E. & Weaver, W. (1964). *The Mathematical Theory of Communication*. Urbana: The University of Illinois Press.
Stachowiak, H. (1965). *Denken und Erkennen im kybernetischen Modell*. Wien, New York: Springer.
Stachowiak, H. (1973). *Allgemeine Modelltheorie*. Wien, New York: Springer-Verlag.
Thissen, F. (1997). *Das Lernen neu erfinden*: *Konstruktivistische Grundlagen einer Multimedia-Didaktik*. in: U., Beck & W. Sommer, (Hrsg.): Learntec 97: Europäischer Kongress für Bildungstechnologie und betriebliche Bildung, Tagungsband; S. 69–80; Karlsruhe: Schriftenreihe der KKA.
Tulving, E. (1972). *Episodic and semantic memory*. In E. Tulving & W. Donaldson (Hg.) (1972). Organization of Memory. New York: Academic Press Inc.
von Glasersfeld, E. (1989). *Cognition, Construction of Knowledge*, *and Teaching*. Synthese, 80(1), 121–140.
Vroom, V.H. (1964). *Work and motivation*. New York: Wiley.
Washburn, M.F. (1916). *Movement and mental imagery*. Boston: Houghton Mifflin.
Watson, J.B. (1920). *Is thinking merely the action of the language mechanisms*? British Journal of Psychology, 11, 86–104.
Watzlawick, P., Beavin, J.H. & Jackson, D.D. (1967). *Pragmatics of Human Communication*. New York: W.W. Norton.
Weiner, B. (1972). *Theories of motivation*: *From motivation to cognition*. Chicago: Rand McNally.
Weiner, B. (1986). *An attributional theory of motivation and emotion*. New York: Springer-Verlag.
Wyer, R.S. (1974). *Cognitive organization and change*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.
Ziegenbein, K. (2004). *Controlling*. Ludwigshafen: Friedrich Kiehl Verlag.
Zimbardo, P.G. (1992). *Psychologie*. Berling, Heidelber: Springer.

Zu den Autoren

Magnus Liebherr, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für komplexe Gesundheitsforschung des Fachbereichs Gesundheit und Soziales der Hochschule Fresenius (Idstein) und Mitglied im Forschungsprojekt neuromechanische Interaktion der Landesoffensive zur Entwicklung wissenschaftlich ökonomischer Exzellenz

(Loewe). Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich Informationsvermittlung, -verarbeitung, Neurowissenschaften, Mobilität und Modellsimulation.
Kontakt: Hochschule Fresenius, Magnus.Liebherr@hs-fresenius.de

Lars Jäger, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachbereich Gesundheit & Soziales der Hochschule Fresenius (Köln). Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich Informationsvermittlung, -verarbeitung, Neurorehabilitation und neurodegenerative Krankheitsbilder.
Kontakt: Hochschule Fresenius, Lars.Jaeger@hs-fresenius.de

Prof. Dr. Christian T. Haas, ist Professor für quantitative Forschungsmethoden, Forschungsdekan im Fachbereich Gesundheit und Soziales der Hochschule Fresenius und Gründungsdirektor des Instituts für komplexe Gesundheitsforschung. Im Rahmen der hessischen Loewe Excellenzinitiative PräBionik leitet er den Bereich neuromechanische Interaktion. Forschungsschwerpunkte sind mechanische Reizapplikationen, Training in der Neurorehabilitation, neurodegenerative Krankheitsbilder und komplexe Systeme.
Kontakt: Hochschule Fresenius, haas@hs-fresenius.de

IZPP^Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Zur Dimensionalität der Informationsvermittlung: Phänomene, Modelle, Interaktionen
Teil II: Übertrag auf den Bereich des Gesundheitswesens

Lars Jäger, Magnus Liebherr, Christian T. Haas

Zusammenfassung
Die Beziehung zwischen Patient und Behandler erfährt derzeit einen starken, auf unterschiedliche Ebenen bezogenen, Wandel. Auf der einen Seite stehen erleichterte mediale Zugänge auf der anderen die dahingehende Flut an Gesundheitsinformationen wodurch hohe Selektionsanforderungen an den jeweiligen Patienten gestellt werden, um nützliche von Des-Informationen unterscheiden zu können. Neben dieser Selektionsproblematik gewährleisten auch nützliche Informationen keinen Automatismus für positive Effekte wodurch die Kompetenz des individuellen Patienten erhöhte Relevanz erfährt. Dieser sich verändernde Anspruch stellt insgesamt hohe Anforderungen an die Behandler-Patienten Interaktion. Im vorliegenden Artikel wird auf diese Problematiken eingegangen. Darüber hinaus werden die Inhalte aus dem Modell der Informationsvermittlung in Bezug zum Gesundheitswesen gesetzt.

Schlüsselwörter
Gesundheitswesen, Informationsvermittlung, Behander-Patienten-Beziehung, Modell

Abstract
The relationship between patient and health care provider is currently at a high flux. Highly simplified access to the media on the one hand side and health-related information overload on the other put a high demand with regard to the selection of information and the differentiation of useful information and disinformation. Next to the difficulty of selection, even useful information does not guarantee positive effects, which increases the relevance of the individual competences of the patient. This altering request increases the demands of the patient-health care professional interaction. In the second part of the article this problem is being addressed. Furthermore, contents taken from the previously introduced model of information brokerage are related to public health.

Keywords
healthcare, information brokerage, physician-patient-relationship, model

1 Information im Gesundheitswesen

Die Relevanz der Information ist ein wichtiges Bedürfnis der Patienten (Faller 2012) und wird in zahlreichen Arbeiten hervorgehoben (Farin, 2010; O'Leary et al. 2007). Während vor einigen Jahren das Wissen und die Information um gesundheitliche Themen ausschließlich dem Fachpersonal vorenthalten war, kam es mittels vielfältiger, medialer Veränderungen zu einem breiten Wandel, sowohl im Umgang als auch im Verständnis von Gesundheitsinformationen. Bereits 2003 nutzten im Durchschnitt 53% der Amerikaner das Internet um an Gesundheitsinformationen zu gelangen (Reuters, 2003). Dabei standen dem Nutzer im Jahr 2000 schon mehr

als 10.000 Webseiten mit medizinischem Bezug zur Verfügung (Fox & Rainie, 2000). Dadurch entstehen sowohl neue Potentiale als auch neue Probleme. Noch nie konnten so viele Menschen so schnell, direkt und kostenlos so viel Faktenwissen aus Wissenschaft und Medizin via Internet abrufen (Haaf, 2012). Die entstehende Informationsflut stellt das Gesundheitswesen und die darin enthaltenen Behandler und Patienten vor neue Herausforderungen. Die Zweiwertigkeit dieser Entwicklung stellt auf der einen Seite eine Bedrohung auf der anderen eine mögliche Hilfestellung für die beteiligten Personen dar.

Dem Patienten, welcher in Zukunft mit höheren Erwartungen und eigener Informiertheit in die Praxis kommt, fällt dadurch eine vollkommen neue Rolle zu (Post et al. 2006). Dem veränderten Verhältnis vom Laien zum „Semiexperten“ in der Behandler-Patienten-Beziehung muss dabei weniger durch patriarchale Fürsorge als vielmehr durch offene Kommunikationsbereitschaft begegnet werden (Kirschning, 2005). Weiter stellt die Informationsflut für die Entscheidungsfähigkeit von Patienten und Behandler eine mögliche Bedrohung dar (Bahrs et al. 2013). In diesem Kontext muss dem Bereich der Gesundheitsbildung eine hohe Relevanz zugesprochen werden. Gesundheitsbildung kann einerseits als Folge der vermehrt zur Verfügung stehenden Information gesehen werden andererseits lässt sich Gesundheitsbildung ebenfalls als Maßnahme betrachten, um der Informationsflut zu begegnen. Um eine Selektion der Daten mittels Gesundheitsbildung zu ermöglichen wird wiederum vorausgesetzt, dass eine erfolgreiche Informationsvermittlung gewährleistet wird.

Eine fehlende Gesundheitsbildung wird dabei gleichsam mit einem schlechten Gesundheitsergebnis (Berkman et al. 2011), einem nachteiligen Gesundheitsverhalten (Osborn et al. 2011) und einer verringerten Patientenzufriedenheit (Shea et al. 2007) assoziiert. Im Kontext der Gesundheitsbildung spielt das Empowerment eine zentrale Rolle. Empowerment kann dabei als Prozess verstanden werden, bei dem Menschen eine größere Kontrolle über die Entscheidungen und Handlungen gewinnen, die ihre Gesundheit beeinflussen (WHO, 1998). Im Bereich von Diabetes berichten Anderson et al. (1995) dass der Ansatz des Empowerments als effektiv, in der Entwicklung von Schulungsinterventionen zur Vermittlung psychischer Aspekte (bzgl. dem Leben mit der Erkrankung) anzusehen ist. Neben der Wirksamkeit von Gesundheitsbildung und Empowerment bedarf es jedoch auch hier einer vermehrten Betrachtung der Informationsvermittlung. Dabei muss dieser Prozess gerade im Hinblick auf den demographischen Wandel erhöhte Aufmerksamkeit erfahren. Im Nachfolgenden wird zum einen auf das im ersten Teil dargestellte Modell der Informationsvermittlung im Kontext des Gesundheitswesens eingegangen, zum anderen wird die wachsende Relevanz der einzelnen Bereiche (Kommunikation, Motivation, Lernen etc.) im Bereich Gesundheit betrachtet. Abschließend werden mögliche Wirkungen unter der Beachtung einzelner Faktoren diskutiert und in den Kontext des Metamodells gesetzt.

2 Modell der Informationsvermittlung im Konstrukt des Gesundheitswesens

Im Kontext der Informationsvermittlung zwischen Behandler und Arzt spielt eine tragfähige Beziehung wie bereits seit dem Altertum bekannt eine unerlässliche Rolle (Charles et al. 2003). Dabei entscheidet im paternalistischen Modell allein der Arzt im besten Sinne für seinen Patienten und trägt dahingehend die alleinige Verantwortung. Im Modell der informativen Interaktion gibt der Behandler die Entscheidungsverantwortung völlig an den Patienten ab und versorgt diesen lediglich mit allen notwendigen medizinischen Informationen. Innerhalb der partizipativen Interaktion treffen Arzt und Patient die Entscheidung gemeinsam und teilen sich somit die Verantwortung. Dabei erfolgt ein Informationsfluss nicht wie bei den vorangegangenen Ansätzen in eine Richtung sondern in gegenseitigem Austausch (Bieber et al. 2007; Charles et al. 1997). Die Auswahl der jeweiligen Interaktionsform muss sowohl situationsabhängig als auch patientenabhängig getroffen werden

(Whitney, 2003). Coulter & Magee (2003) zeigen innerhalb der patientenseitigen Interaktionsbedürfnisse auf, dass 60% der befragten Deutschen sich einen partizipativen Stil, knapp 30% einen informativen Stil und nur ein sehr kleiner Anteil sich einen paternalistischen Stil wünscht. Strull et al. (1984) berichten, dass 53% der ambulanten Hypertoniepatienten, bei McKinstry (2000) 60% der Patienten in Allgemeinarztpraxen einen partizipativen Konsultationsstil präferieren. Demgegenüber berichten Bradock et al. (2002) dass von über 1000 analysierten Arzt-Patient-Gesprächen, weniger als 10% der Therapieentscheidungen unter eindeutiger Einbeziehung der Patienten zustande kamen. In wie weit der präferierte Kommunikationsstil mit Gesundheitserfolg einhergeht ist dabei unklar.

Ebenso essentiell für den Erfolg der Vermittlung von Gesundheitsinformation und wie bereits in der Modellbeschreibung in Teil I beschrieben eng mit der Interaktion verbunden, steht der Bereich der Behandler-Patienten-Kommunikation. Dabei führt Langewitz et al. (2002) an, dass aus Sicht der Patienten die Kommunikation zwischen Behandler und Patient im Spital als der Bereich wahrgenommen wird, in dem wesentliche Defizite auftreten. Ebenfalls berichten Mehnert et al. (2008) bei Brustkrebspatienten von empfundenen Kommunikationsproblemen der Patienten mit ihrem behandelnden Ärzten. Diese patientenseitig wahrgenommenen Defizite werden durch die Annahme von Sparks & Nussbaum (2008) ergänzt, welche postulieren, dass 80% der medizinischen Fehler auf Kommunikationsstörungen (innerhalb des Gesundheitspersonals) basieren. Als Phänomen in diesem Kontext einzuschätzen ist die eigene Überschätzung der kommunikativen Kompetenzen auf Seite der Behandler, wodurch die Relevanz des Nachholbedarfs innerhalb der Patienten-Behandler-Kommunikation deutlich wird (Back & Baile, 2003).

Eine wichtige Unterscheidung innerhalb der medizinisch/therapeutischen Kommunikation liegt zwischen den instrumentellen (aufgabenspezifischen) Äußerungen auf der einen und den affektiven (sozio-emotionalen) Äußerungen auf der anderen Seite (Ong et al. 1995). Instrumentelle Äußerungen beinhalten dabei das Geben von Informationen, das Fragen von Fragen, die Beratung, das Geben von Anweisungen (Roter, 1991), das Aufklären zukünftiger Behandlungen oder Diagnostiken, die Diskussion über Nebenwirkungen, Tests oder Behandlungen, Diskussionen von Testergebnissen (Blanchard et al. 1983), spezielle Diskussionen sowie das Erklären von Behandlungen oder den Grund für das Auslassen einer solchen (Siminoff et al. 1989). Affektive Äußerungen bestehen aus Elementen wie: ermutigend, entspannt, freundlich, offen und zuvorkommend (Buller & Buller, 1987), Anteilnahme bekunden, Beruhigend einwirken, Anerkennung zeigen sowie Empathie signalisieren (Roter, 1991). Affektive Äußerungen können dabei nicht immer nur verbal verabreicht werden. Mit nonverbalen Botschaften werden dahingehend Interaktionen gesteuert, Emotionen und Einstellungen ausgetauscht und dadurch die Kommunikation verbessert oder gestört (Gatterer, 2009). Die in der nonverbalen Kommunikation beinhaltenden Faktoren, wie z.B. Mimik, Blickverhalten, Gestik, Geruch und Körperhaltung können beim gleichzeitigen Senden mit verbalen Nachrichten kongruent oder inkongruent sein (Gatterer, 2009). Dabei betonen Sahay et al. (2000) die Notwendigkeit in verständlicher Weise verbal und nonverbal zu kommunizieren. Im Hinblick auf eine befriedigende Kommunikation gelingt diese nur wenn Emotionen klar, aber ohne Schuldzuweisung thematisiert werden und gleichzeitig nonverbale Kommunikationselemente auch bei inhaltlichen Kontroversen Verlässlichkeit und Empathie signalisieren (Suchman et al. 1997). Hier zeigt sich neben einer verständlichen Sprache des Behandlers (Shaw et al. 2009; Fujimori & Uchitomi, 2009) und der unaufgeforderten Aufklärung (Laerum et al. 2006) eine hohe Relevanz des affektiven Verhaltens (Leckie et al. 2006; Smith et al. 2008; Harris & Tempelton, 2001) als patientenseitiges Bedürfnis.

Kommunikationsbezogene Präferenzen des Patienten entscheiden weiter darüber welches Verhalten des Behandlers als positiv oder negativ bewertet wird, sie stellen Moderatoren des Zusammenhangs zwischen

Kommunikationsverhalten und wünschenswerten Endpunkten dar (Ishikawa et al. 2006). Bei der Wahl der Präferenz eines patientenorientierten Kommunikationsstils (Verständnis der Person und ihrer Erwartungen, Empathie, gemeinsames Vorgehen) versus eines biomedizinischen Kommunikationsstils (geschlossene, biomedizinische Fragen, kaum psychosoziale Themen, Entscheidungen durch den Arzt) berichten Swenson et al. (2004) in ihrer Studie an 250 ambulanten Patienten, dass 31% der Befragten den biomedizinischen und 69% den patientenoriertierten Stil präferierten. Aufgrund dessen, dass Patienten innerhalb ihrer Kommunikationspräferenzen und den Wünschen hinsichtlich einer aktiven Teilnahme am Entscheidungsprozess stark variieren, besteht die Notwendigkeit den Kommunikationsstiel jeweils individualisiert anzuwenden (Rodin, et al. 2009; Say et al. 2006; Levinson et al. 2005; Fujimori & Uchitomi, 2009; Lehmann et al. 2009).

Neben der diagnostischen und therapeutischen Funktion kommt der Kommunikation eine vermehrte motivationale Funktion hinzu. Hierbei spielen Faktoren wie Empathie, Echtheit und das Geben von Feedback über das Verstandene eine wesentliche Rolle (Gatterer, 2009). Allgemein gesehen, wird der Motivation im Hinblick auf den Erfolg einer medizinischen und psychologischen Behandlung eine wesentliche Gewichtung zugesprochen. Die Bereitschaft des Patienten sich auf die Intervention einzulassen und aktiv am Behandlungsprozess mitzuwirken, muss als bedeutende Einflussgröße für den Verlauf angesehen werden (Hafen et al. 2000). Exemplarisch zeigt sich bei einer intensiven Betreuung oder im akuten Stadium einer Erkrankung eine hohe Therapiemotivation (Meichenbaum & Turk, 1994). Im Gegensatz dazu kann bei chronischen Erkrankungen, bei Personen welche das Risiko ihres Verhaltens nicht wahrnehmen, bzw. die Notwendigkeit einer Lebensstiländerung nicht akzeptieren und bei denen ein langfristiges Vorbeugen wichtiger wäre als eine kurzfristige symptomatische Behandlung, die Therapiemotivation eher niedrig eingestuft werden. Neben den im ersten Teil bereits dargestellten intrinsischen und extrinsischen Einflussfaktoren, stellen motivationale Interventionsmaßnahmen Werkzeuge zur gezielten Steuerung dar. Die in diesem Kontext agierende Goal-Setting-Theory von Locke & Latham (1990) vertritt den Standpunkt, dass spezifische Ziele mehr Aktivität und eine spezifischere Ausführung von Arbeitsaufgaben generieren. Hierbei konnte gezeigt werden, dass Personen welche ein spezifisches, anspruchsvolles Ziel verfolgen bessere Ergebnisse liefern, als Personen die nur unspezifische und einfache Ziele vor Augen haben (Locke, 1991; Locke & Latham, 2002). Dieser Ansatz deckt sich mit der Annahme von Deci & Ryan (1993), dass ein Mensch als motiviert gilt, wenn er etwas erreichen will – wenn er mit dem Verhalten einen bestimmten Zweck, ein Ziel verfolgt. Dahingehend beschreiben Brunstein et al. (1998) Ziele als kognitiv elaborierte Repräsentationen davon, was eine Person in ihrer gegenwärtigen Lebenssituation erreichen oder vermeiden möchte. An diesem Punkt lassen sich zahlreiche Schnittstellen zum Prozess des Lernens identifizieren.

Ein Ziel innerhalb des Gesundheitswesens ist es dabei die Patienten darin zu unterstützen, ihr Verhalten so zu verändern, dass es ihre Gesundheit fördert (Squyres, 1980). Dabei kann das Modelllernen von Bandura (1986) mit seinen Wurzeln im Behaviorismus als solches verstanden werden, das vollkommen neue Verhaltensweisen durch das Wahrnehmen von Verhaltensweisen anderer durch Beobachten und Nachahmen erlernt werden sollen, wobei es von Vorteil ist, wenn das modellhafte Verhalten wiederholt dargeboten wird, um ein besseres Einprägen zu gewährleisen (Perry, 2008). Im Bereich Borderline-Persönlichkeitsstörungen, berichten Reiß et al. (2011), dass sich Patienten durch Modelllernen eine mildere Bewertung und einen mitfühlenden Umgang mit sich selbst aneignen können. Die innerhalb des Gesundheitswesens häufig diskutierten und gut evaluierten Patientenschulungen betrachten das Gesamtkonstrukt (nicht ausschl. den Lernprozess) und können dahingehend nicht mit dem Lernen synonym verwendet werden. Trotzdem kommt es auch dabei zur teilweise bewussten, teilweise unbewussten Anwendung von Lerntheorien.

Die hier dargestellten Inhalte stellen lediglich einen Ausschnitt dar, welche die Relevanz und die Möglichkeiten der im ersten Teil in theoretischer Form diskutierten Inhalte für das Gesundheitswesen verdeutlichen sollen.

3 Folgen der Anwendung für das Gesundheitswesen/Behandler/Patient

Im letzten Abschnitt soll ein Ausblick möglicher Folgewirkungen einer Berücksichtigung der im Vermittlungsprozess wirkenden Faktoren sowohl für das Gesundheitswesen aber auch für den Behandler auf der einen und den Patienten auf der anderen Seite dargestellt werden.

Das innerhalb der vergangenen 3 Jahrzehnte im Bereich der Medizin vermehrt an Bedeutung gewonnene biopsychosoziale Modell kann über den eigentlichen Grundgedanken hinaus als ein Ansatz der erhöhten Integration interagierender Faktoren der Informationsvermittlung angesehen werden. Innerhalb dieses Modells wird der Schwerpunkt in der Behandlung des Patienten als ganze Person, einschließlich der biologischen, psychologischen, sozialen und Verhaltensaspekte ihrer Gesundheit betrachtet werden (Engel, 1980; Smith & Hoppe, 1991; Zolnierek & DiMatteo, 2009). Die Inhalte des biopsychosozialen Modells können somit als Basis für die Anwendung der im Modell der Informationsvermittlung dargestellten Aspekte betrachtet werden.

Als zentrale Funktion im Behandlungsprozess ist eine effektive Behandler-Patienten Kommunikation, als das Herz und die Kunst der Medizin und Therapie sowie der wesentliche Bestandteil des Gesundheitswesens, anzusehen (Hall et al. 1988; Stewart, 1995; Ong et al. 1995). In zahlreichen Arbeiten werden signifikante Effekte der Behandler-Patientenkommunikation auf die patientenseitige Adhärenz, den Gesundheitszustand, eine aktivere Beteiligung, die Behandlungsqualität sowie das Behalten von Informationen beschrieben (Stewart, 1995; Zolnierek & DiMatteo, 2009; deHaes & Bensing, 2009). Darüber hinaus kann einer adäquaten Kommunikation ebenfalls ein Behandlereffekt zugesprochen werden. Dahingehend wirkt sich eine positive Kommunikation sowohl auf die subjektive Belastung, die Neigung zu Depressionen sowie Ängste und Suizidalität des Behandlers aus (Maguire & Piceathly, 2002).

Neben der Behandler-Patientenkommunikation führt eine stärkere Einbindung des Patienten in den Behandlungsprozess ebenfalls zu einer verbesserten Adhärenz, höheren Behandlungszufriedenheit, mehr Wissen über die Erkrankung, weniger Entscheidungskonflikte (Loh et al. 2007), einem verbesserten Gesundheitsverhalten beziehungsweise Selbstmanagement (Hibbard et al. 2007), einem verbesserten Gesundheitsstatus und einer verringerten Inanspruchnahme von Gesundheitsleistungen (Coulter & Ellins, 2007). Der gegenüberstehenden Befürchtung einer zeitaufwendigeren Behandlung kann entgegengesetzt werden, dass Konsultationen in denen Ärzte auf den Informationswunsch der Patienten eingingen kürzer dauerten als Konsultationen, in denen seltener auf die Patienten eingegangen wurde (Butow et al., 2002). Sowohl die Nachhaltigkeit als auch das eigentliche Ergebnis der Therapie werden ergänzend von einer höheren Motivation des Patienten maßgeblich beeinflusst (Clarkin & Levy, 2004; Sharf, 2008).

Mit den genannten Auswirkungen sind auch ökonomische Aspekte eng verknüpft. Thorne et al. (2005) kommen zu dem Ergebnis, dass die Entstehung erheblicher Kosten auf eine unzureichende Kommunikation zurückzuführen ist. Weitergehend gestützt wird diese Erkenntnis durch die Ergebnisse von Epstein et al. (2005) welche, im Bereich der Diagnostik von reduzierten Kosten durch einen patientenzentrierten Kommunikationsstil berichten.

Aufgrund der Komplexität des vorliegenden Bereichs lässt sich keine einfache Schlussfolgerung ziehen, wohingegen es möglicherweise insgesamt eine bessere Einordnung der aufgezeigten Faktoren und Funktionen zulässt. Auf Grundlage des Modells der Informationsvermittlung können möglicherweise Entscheidungsfähigkeiten beeinflusst und daraus aufbauend gestärkt werden. Ein Verstehen dieses komplexen Gefüges ermöglicht weiter die individuelle Gestaltung der im Prozess vorherrschenden Einflussfaktoren auf die patientenseitige Erwartungshaltung. Folglich ist anzunehmen, dass die Bildung des patientenseitigen Erwartungshorizonts in Bezug auf seinen zukünftigen Gesundheitszustand steuerbar ist und folglich in großem Maße auf die, auf Belohnung und Zielsetzung basierende, Selbsteffizienz einwirkt. Als direkte Konsequenz ist eine Verstärkung der Adhärenz und ein vermehrt eigenverantwortliches Handeln zu erwarten. Demzufolge kann eine verminderte Konsultationsbedürftigkeit -und häufigkeit angenommen werden, was zu einer Beeinflussung der vormals benannten ökonomischen Aspekte führen würde. Neben der verminderten Anzahl der Konsultationen ist davon auszugehen, dass sich die Qualität der Behandlung durch ein Verstehen der im Informationsmodell dargestellten Strukturen, verbessern lässt.

Die im Bereich des Gesundheitswesens aufgezeigten, vielschichtigen und weitreichenden Konsequenzen heben die Notwendigkeit der Übertragung des Informationsmodells in andere Bereiche deutlich hervor. Eine Übertragung des Modells ist in einer Vielzahl von Kontexten denkbar und bietet die Option, durch Anpassungsmechanismen die Informationsvermittlung zielgerichtet zu steuern.

Literaturverzeichnis

Anderson, R.M., Funnell, M.M., Butler, P.M., Arnold, M.S., Fitzgerald, J.T. & Feste, C.C. (1995). *Patient Empowerment*. Diabetes Care, 18(7), 943–949.

Back, A. & Baile, W. (2003). *Communication skills*: *Myths*, *realities, and new developments*. Supportive Oncology, 1 (3), 169–171.

Bahrs, O., Heim, S., Dingelstedt, A., Löwenstein, F. (2013). *Soziale Teilhabe fördert Patientensouveränität*. Gesundheitswesen, 75–A77.

Bandura, A. (1986). *The explanatory and predictive scope of self-efficacy theory*. Journal of Clinical and Social Psychology, 4, 359–373.

Berkman, N.D., Sheridan, S.L., Donahue, K.E., Halpern, D.J. & Crotty, K. (2011). *Low health literacy and health outcomes*: *An updated systematic review*. Ann Intern Med, 155(2), 97–107.

Bieber, C., Ringel, N. & Eich, W. (2007). *Partizipative Entscheidungsfindung und ihre Umsetzung im Gesundheitswesen*. Klinikarzt, 36 (1), 21–25.

Blanchard, C.G., Ruckdeschel, J.C., Blanchard, E.B., Arena, J.G., Saunders, N.L. & Malloy, E.D. (1983). *Interactions between oncologists and patients during rounds*. Ann Intern Med, 99, 694–699.

Braddock, C.H. 3rd, Edwards, K.A., Hasenberg, N.M., Laidley, T.L. & Levinson, W. (1999). *Informed decision making in outpatient practice: Time to get back to basics*. JAMA, 282 (24), 2313–20.

Brunstein, J.C., Schultheiss, O.C. & Graessmann, R. (1998). *Personal goals and emotional well-being*: the moderation role of motive dispositions. J Pers Soc Psychol, 75, 494–508.

Buller, M.K. & Buller, D.B. (1987). *Physicians communication style and patient satisfaction*. J Hlth Soc Behav, 28, 375–388.

Butow, P.N., Brown, R.F., Cogar, S., Tattersall, M.H. & Dunn, S.M. (2002). *Oncologists*' *reactions to cancer patients*' *verbal cues*. Psychooncology, 11(1), 47–58.

Charles, C., Gafni, A. & Whelan, T. (1997). *Shared Decision-Making in the medical encounter*: *What does it mean*? Soc Sci Med, 44 (5), 681–692.

Charles, C.A., Whelan, T., Gafni, A., Willan, A. & Farrell, S. (2003). *Shared treatment decision making: what does it mean to physicians*? J Clin Oncol, 21 (5), 932–936.

Clarkin, J.F. & Levy, K.N. (2004). *The influence of client variables on psychotherapy*. In M. J. Lambert (Ed.), *Bergin and Garfield's Handbook of psychotherapy and behavior change* (5th ed., pp. 211–213). New York: Wiley.

Coulter, A. & Magee, H. (2003). *The European Patient of the future*. Maidenhead: Open University Press.

Coulter, A. & Ellins, J. (2007). *Effectiveness of strategies for informing, educating and involving patients*. BMJ, 335 (7609), 24–27.

Deci, E.L. & Ryan, R.M. (1993). *Die Selbstbestimmungstheorie der Motivation und ihre Bedeutung für die Pädagogik*. Zeitschrift für Pädagogik, 39, 223–238.

De Haes H. & Bensing, J. (2009). *Endpoints in medical communication research. Proposing a framework of functions and outcomes*. Patient Education and Counseling, 74, 287–294.

Engel, G.L. (1980). *The clinical application of the biopsychosocial model*. Am J Psychiatry, 137, 535–544.

Epstein, R.M., Franks, P., Fiscella, K., Shields, G.C., Meldrum, S.C., Kravitz, R.L. & Duberstein, P.R. (2005). *Measuring patient-centered communication in Patient-Physician consultations*: *Theoretical and practical issues*. Social Science & Medicine, 61, 1516–1528.

Faller, H. (2012). *Patientenorientierte Kommunikation in der Arzt-Patient-Beziehung*. Bundesgesundheitsblatt, 9, 1106–1112.

Farin, E. (2010). *Die Kommunikation zwischen Patienten und Behandlern in der medizinischen Rehabilitation*. Die Rehabilitation, 49, 277–291.

Fox, S., Rainie, L. (2000). *The online health care revolution*: *How the web helps Americans take care of themselves*. Washington, DC: Pew Charitable Truts.

Fujimori, M. & Uchitomi, Y. (2009). *Preferences of cancer patients regarding communication of bad news*: *A systematic literature review*. Jpn J Clin Oncol, 39 (4), 201–216.

Gatterer, G. (2009). *Kommunikation und Interaktion mit Patienten*. pro care, 10, 24–30.

Haaf, G. (2012). *Nach einfach kommt falsch*: Herausforderungen im Wissenschaftsjournalismus. Z Evid Fortbild. Qual Gesundh. wesen, 106, 174–184.

Hafen, K., Bengel, J., Jastrebow, J. & Nübling, R. (2000). *Konzept und Dimension der Reha-Motivation*. Präv.-Rehab, 12(1), 1–10.

Hall, J.A., Roter, D.L., Katz, N.R. (1988). *Meta-analysis of correlates of provider behavior in medical encounters*. Med Care, 26, 657–675.

Harris, S.R. & Templeton, E. (2001). *Who's listening*? *Experiences of women with breast cancer in communicating with physicians*. Breast J, 7, 444–449.

Hibbard, J.H., Stockard, J., Mahoney, E.R. & Tusler, M. (2004). *Development of the Patient Activation Measure* (PAM): *Conceptualizing and measuring activation in patients and consumers*. Health Serv Res, 39 (4 Pt1), 1005–1026.

Ishikawa, H., Hashimoto, H. & Yano, E. (2006). *Patients' preferences for decision making and the feeling of being understood in the medical encounter among patients with rheumatoid arthritis*. Arthritis & Rheumatism, 55 (6), 878–883.

Kirschning, S. (2005). *Einfluss des Internets auf die Gesundheitskommunikation*. Gesundheitswesen, 67, Vf_V25.

Laerum, E., Indahl, A. & Skouen, J.S. (2006) . *What is* “the good back-consultation”? *A combined qualitative and quantitative study of chronic low back pain patients' interaction with and perceptions of consultations with specialists*. Journal of Rehabilitation Medicine, 38 (4), 255–262.

Langewitz, W., Conen, D., Nübling, M. & Weber, H. (2002). *Kommunikation ist wesentlich – Defizite der Betreuung im Krankenhaus aus der Sicht von Patienten und Patientinnen*. Psychother Psych Med, 52, 348–354.
Leckie, J., Bull, R. & Vrij, A (2006). *The development of a scale to discover outpatients' perceptions of the relative desirability of diff erent elements of doctors' communication behaviours*. Patient Education and Counseling, 64 (1–3), 69–77.
Lehmann, C., Koch, U. & Mehnert, A. (2009). *Die Bedeutung der Arzt-Patient-Kommunikation für die psychische Belastung und die Inanspruchnahme von Unterstützungsangeboten bei Krebspatienten*. Psychother Psych Med, 59 (07), e3–e27.
Levinson, W., Kao, A., Kuby, A. & Thisted, R.A. (2005). *Not all patients want to participate in decision making. A national study of public preferences*. Journal of General Internal Medicine, 20 (6), 531–535.
Locke, E.A. & Latham, G.P. (1990). *A theory of goal setting and task performance*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.
Locke, E.A. (1991). *Goal theory vs. control theory: Contrasting approaches to understanding work motivation*. Motivation and Emotion, 15 (1), 9–28.
Locke, E.A. & Latham, G.P. (2002). *Building a practically useful theoriy of goal setting and task motivation*. American Psychologist, 57 (9), 705–717.
Loh, A., Leonhart, R., Wills, C.E., Simon, D. & Härter, M. (2007). *The impact of patient participation on adherence and clinical outcome in primary care of depression*. Patient Educ Couns, 65 (1), 69–78.
Maguire, P. & Piceathly, C. (2002). *Key communication skills and how to acquire them*. Br Med J, 325, 697–700.
McKinstry, B. (2000). *Do patients wish to be involved in decision making in the consultation? A cross sectional survey with video vignettes*. BMJ, 321, 867–871.
Mehnert, A., Lehmann, C. & Koch, U. (2008). *Erleben der Diagnosemitteilung und psychische Belastung bei Brustkrebspatientinnen*. Senologie, 5, 101–106.
Meichenbaum, D. & Türk, D.C. (1994). *Therapiemotivation des Patienten*. Bern: Huber.
O´Leary, A.K., Estabrooks, C.A., Olson, K. & Cumming, C. (2007). *Information acquisition for women facing surgical treatment for breast cancer: Influencing factors and selected outcomes*. Patient Education and Counseling, 69, 5–19.
Ong, L.M.L., De Haes, J.C.J.M., Hoos, A.M. & Lammes, F.B. (1995). *Doctor-Patient Communication: A Review of the Literature*. Soc Sci Med, 40 (7), 903–918.
Osborn, C.Y., Paasche-Orlow, M.K., Bailey, S.C. & Wolf, M.S. (2011). *The mechanisms linking health literacy to behavior and health status*. Am J Health Behav, 35 (1), 118–28.
Perry, M. (2008). *Modelldarbietung*. In: L. Hautzinger, *Verhaltenstherapiemanual*. Berlin, Heidelberg: Springer.
Post, A., Marstedt, G., Stroth, S. & Pfuhl, J. (2006). *Ratlose Patienten trotz Informationsflut? – Ergebnisse der Bremer Umfrage GESUNDHEIT*. Gesundheitswesen, 68–A102.
Reiß, N., Mobacher, A. & Lieb, K. (2011). S*chematherapie in Gruppen für Patienten mit Borderline-Persönlichkeitsstörung*. Zeitschrift für Psychiatrie, Psychologie und Psychotherapie, 59 (3), 187–194.
Reuters (2003). *Consumer-targeted internet investment: Online strategies to improve patient care and product positioning*. Reuters Business Insight Report, 324–331.
Rodin, G., Mackay, J., Zimmermann, C., Mayer, C., Howell, D. & Katz, M. (2009). *Clinician-patient communication: A systematic review*. Supportive Care in Cancer, 17 (6), 627–644
Roter, D.L. (1991). *The Roter Method of Interaction Process Analysis* (RIAS Manual).
Sahay, T., Gray, R. & Fitch, M. (2000). *Cancer patients' decision-making regarding treatment and nursing care*. Journal of Advanced Nursing, 41, 250–260.

Say, R., Murtagh, M. & Thomson, R. (2006). *Patients' preference for involvement in medical decision making*: *A narrative review*. Patient Education and Counseling, 60 (2), 102–114.

Suchman, A.L., Markakis, K., Beckman, H.B. & Frankel, R. (1997). *A model of empathetic communication in the medical interview*. JAMA, 277, 678–682.

Shaw, A., Ibrahim, S., Reid, F., Ussher, M. & Rowlands, G. (2009). *Patients perspectives of the doctor-patient relationship and information giving across a range of literacy levels*. Patient Education and Counseling, 75 (1), 114–120.

Sharf, J. (2008). *Psychotherapy dropout*: *A metaanalytic review of premature termination*. Dissertation Abstracts International, 68 (9–B), 6336.

Shea, J.A., Guerra, C.E., Ravenell, K.L., McDonald, V.J., Henry, C.A. & Asch, D.A. (2007). *Health literacy weakly but consistently predicts primary care patient dissatisfaction*. Int J Qual Health Care, 19(1), 45–9.

Siminoff, L.A., Fetting, J.H. & Abeloff,M.D. (1989). *Doctor-patient communication about breast cancer adjuvant therapy*. J Clin Oncol, 7, 1192–1200.

Smith, R.C. & Hoppe, R.B. (1991). *The patient's story*: *Integrating the patient- and physician-centered approaches to interviewing*. Ann Intern Med, 115, 470–477.

Smith, J.A., Braunack-Mayer, A.J., Wittert, G.A., Warin, M.J. (2008). *Qualities men value when communicating with general practitioners: implications for primary care settings*. Medical Journal of Australia, 189 (11/12), 618–621.

Sparks, L. & Nussbaum, N.F. (2008). *Heath literacy and cancer communication with older adults*. Patient Education and Counseling, 71 (3), 345–350.

Squyres, W.D. (1980). *Patient education*. *An inqiry into the state of art*. New York: Springer.

Stewart, M.A. (1995). *Effective physician-patient communication and health outcomes*: *A review*. CMAJ, 152, 1423–1433.

Strull, W.M., Lo, B. & Charles, G. (1984). *Do patients want to participate in medical decision making*? JAMA, 252, 2990–2994.

Swenson, S.L., Buell, S., Zettler, P., White, M., Ruston, D.C. & Lo, B. (2004). *Patient-centered communication*. *Do patients really prefer it*? Journal of General Internal Medicine, 19, 1069–1079.

Thorne, S.E., Bultz, B.D., Baile, W.F. (2005). *Is there a cost to poor communication in cancer care*? *A critical review of the literature*. Psychooncology, 14(10), 875–884.

Weltgesundheitsorganisation (WHO). (1998). *Glossar Gesundheitsförderung*. Deutsche Übersetzung (DVGE) des Glossars von Don Nutbeam. Gamburg: Verlag für Gesundheitsförderung G. Conrad.

Whitney, S.N. (2003). *A new model of medical decisions: exploring the limits of shared decision making*. Med Decis Making, 23 (4), 275–280.

Zolnierek, K.B.H. & DiMatteo, M.R. (2009). *Physician Communication and Patient Adherence to Treatment*: *A Meta-analysis*. Med Care, 47 (8), 826–834.

Zu den Autoren

Lars Jäger, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachbereich Gesundheit & Soziales der Hochschule Fresenius (Köln). Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich Informationsvermittlung, -verarbeitung, Neurorehabilitation und neurodegenerative Krankheitsbilder.

Kontakt: Hochschule Fresenius, Lars.Jaeger@hs-fresenius.de

Magnus Liebherr, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für komplexe Gesundheitsforschung des Fachbereichs Gesundheit und Soziales der Hochschule Fresenius (Idstein) und Mitglied im Forschungsprojekt neuromechanische Interaktion der Landesoffensive zur Entwicklung wissenschaftlich ökonomischer Exzellenz (Loewe). Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich Informationsvermittlung, -verarbeitung, Neurowissenschaften, Mobilität und Modellsimulation.
Kontakt: Hochschule Fresenius, Magnus.Liebherr@hs-fresenius.de

Prof. Dr. Christian T. Haas, ist Professor für quantitative Forschungsmethoden, Forschungsdekan im Fachbereich Gesundheit und Soziales der Hochschule Fresenius und Gründungsdirektor des Instituts für komplexe Gesundheitsforschung. Im Rahmen der hessischen Loewe Excellenzinitiative PräBionik leitet er den Bereich neuromechanische Interaktion. Forschungsschwerpunkte sind mechanische Reizapplikationen, Training in der Neurorehabilitation, neurodegenerative Krankheitsbilder und komplexe Systeme.
Kontakt: Hochschule Fresenius, haas@hs-fresenius.de

IZPP^Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Autorenverzeichnis
(in alphabetischer Reihenfolge)

Prof. Dr. **Reinhard Brandt**, geb. 1937. Bis 2002 Prof. für Philosophie an der Universität Marburg. Zahlreiche Gastprofessuren, u. a. in Canberra, Caracas, Padua, Rom, München; Christian Wolff Prof. in Halle; Mitglied der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Universität Frankfurt, korr. Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen; Wissenschaftskolleg Berlin 2005.
Kontakt: brandt2@staff.uni-marburg.de

Dr. phil. **Sigbert Gebert**, Dipl.-Volksw., geboren 1959, studierte Philosophie, Politik, Soziologie und Volkswirtschaft in Freiburg (Brsg.) und Basel. Lebt als Privatgelehrter in Kehl und Zürich. Veröffentlichungen u.a. „Sinn – Liebe – Tod“ (2003), „Die Grundprobleme der ökologischen Herausforderung“ (2005), „Philosophie vor dem Nichts“ (2010).
Kontakt: Sigbert.Gebert@freenet.de

Prof. Dr. **Christian T. Haas**, ist Professor für quantitative Forschungsmethoden, Forschungsdekan im Fachbereich Gesundheit und Soziales der Hochschule Fresenius und Gründungsdirektor des Instituts für komplexe Gesundheitsforschung. Im Rahmen der hessischen Loewe Excellenzinitiative PräBionik leitet er den Bereich neuromechanische Interaktion. Forschungsschwerpunkte sind mechanische Reizapplikationen, Training in der Neurorehabilitation, neurodegenerative Krankheitsbilder und komplexe Systeme.
Kontakt: Hochschule Fresenius, haas@hs-fresenius.de

Jan Hrudka, MUDr. (*1986), Student der Philosophie und Geschichte der Naturwissenschaft, Naturwissenschaftliche Fakultät, Karlsuniversität Prag, Webseite des Instituts: natur.cuni.cz/filosof
Viničná 7 Prag 2 128 44 Tschechische Republik
Kontakt: jan.hrudka@gmail.com

Lars Jäger, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachbereich Gesundheit & Soziales der Hochschule Fresenius (Köln). Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich Informationsvermittlung, -verarbeitung, Neurorehabilitation und neurodegenerative Krankheitsbilder.
Kontakt: Hochschule Fresenius, Lars.Jaeger@hs-fresenius.de

Prof. Dr. **Dietrich Krusche**, geboren 1935, Studium der Klassischen Philologie, Philosophie und Germanistik; Lektor für Deutsche Sprache und Literatur an der University of Ceylon und an der Universität Okayama, Japan; 1982–1997 Professor für Interkulturelle literarische Hermeneutik an der Universität München. Zuletzt sind erschienen: *Das Ich-Programm. Ein Versuch zur Ersten Person,* 2010; *Nizza und ich. Erzählung,* 2012.
Kontakt: kruschedg@club-internet.fr

Magnus Liebherr ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für komplexe Gesundheitsforschung des Fachbereichs Gesundheit und Soziales der Hochschule Fresenius (Idstein) und Mitglied im Forschungsprojekt neuromechanische Interaktion der Landesoffensive zur Entwicklung wissenschaftlich ökonomischer Exzellenz (Loewe). Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich Informationsvermittlung, -verarbeitung, Neurowissenschaften, Mobilität und Modellsimulation.
Kontakt: Hochschule Fresenius, Magnus.Liebherr@hs-fresenius.de

Dr. med. **Martin P. Wedig**, Jahrgang 1961, Studium an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Arzt für Allgemeinmedizin. Vertragsarzt bis 2011.
Kontakt: dr-wedig@versanet.de

Die Herausgeber

Dr. med. **Wolfgang Eirund**
Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, Chefarzt der Abteilung Psychosomatik und Psychotherapie an der Rheingau-Taunus-Klinik Bad Schwalbach.
Kontakt: Wolfgang.Eirund@median-kliniken.de

Dr. phil. **Joachim Heil**
Kontakt: joaheil@aol.com

IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

CALL FOR PAPERS
Tenth issue: 15 june 2014
Main topic: “Online – Offline”
Final paper submission deadline: 30 april 2014
It’s also possible to submit papers with themes apart from the main topics.

CALL FOR PAPERS
für die kommende zehnte Ausgabe 1/2014
(Erscheinungstermin: 15.06.2014)
Themenschwerpunkt: „Online – Offline“
Abgabe Deadline 30. April 2014

Online – Offline. Mensch zwischen Netz und Welt.

Die IZPP als reines Online-Medium widmet sich mit der kommenden Ausgabe ihrem Erscheinungsort: Außerhalb der haptisch und optisch begreifbaren Welt stellt sie ihre Inhalte doch einem sehr breiten Publikum kostenfrei offen zur Verfügung und stellt damit per se Nutzen und Vorteile virtueller Informationsverarbeitung und -verbreitung dar. Mit der Nutzung dieser Möglichkeiten ist jedoch nicht eine kritiklose Stilisierung neuer Medien impliziert. Denn im Kontrast zum offensichtlichen Nutzen der verschiedenen Möglichkeiten elektronischer Datenverarbeitung drängen sich nicht erst im Zusammenhang mit neuesten politischen Diskussionen um Datenschutz und Schutz der Privatsphäre zunehmend kritische Aspekte geradezu auf.

Das Ausmaß, in welchem diese Entwicklungen unser Leben beeinflussen, ist wohl kaum noch abzuschätzen. So werden in bisher ungekannter Geschwindigkeit die bisherigen Grundvoraussetzungen menschlicher Kommunikation ausgesetzt. Kinder leben in von Eltern völlig gelösten (virtuellen) Kommunikationsräumen; wir können in unmittelbaren globalen Kontakt mit uns völlig unbekannten Menschen treten; die materielle Grundlage dieser Kommunikation ist in der Hosentasche portabel; sie erlaubt verbale und nonverbale, bildliche und musische Kommunikation etc. Unsere Meinung können wir diskret persönlich oder gleichzeitig millionenfach veröffentlichen; eine Sicherheit indes gibt es weder bezüglich der Diskretion noch bezüglich der millionenfachen Wahrnehmung. Der Internetbesuch zwingt uns eine Konfrontation mit allgegenwärtigen Werbemitteln auf, und doch ist es gerade das Internet, welches auch unbeworbenen Künstlern Überraschungserfolge ermöglicht, die in der „realen“ Welt so rasch wohl kaum möglich gewesen wären. Und ob diese „reale“ Welt noch so real im Sinne von wirkungsmächtig ist, stellt sich anhand der Wirkungsmacht eigentlich virtueller Ereignisse fast schon in Frage. Gerade diese Wirkungsmacht virtueller Ereignisse ist in den letzten Jahren auch zu einer immer bestimmenderen wirtschaftlichen Dimension geworden, die sich nicht nur in milliardenschweren Börsengängen von Kommunikationsplattformen spiegelt, deren materielle Grundlagen allenfalls millionenschwer sind, sondern sich auch in konkreten Veränderungen der Arbeitswelt niederschlägt: Wie lange wird es noch einen nennenswerten Einzelhandel geben? Welche Anforderungen im Umgang mit den digitalen Medien hat der einzelne Arbeitnehmer in Zukunft zu erfüllen? Und welche Berufszweige bleiben davon verschont?

Damit sind die Dimensionen der Veränderung nur grob und keinesfalls umfassend skizziert. Sie alle wirken sich auf den Menschen aus: Indem die digitale Welt ihn in eine andere Mobilität, eine andere Beziehungsstruktur und andere Arbeitswelten zwingt, wird sie sich auf ihn auch körperlich und seelisch auswirken. Fast erscheint es wie ein ungebremstes globales humanes Experiment – mit unsicherem Ausgang: Wir setzen uns in historisch einmaliger Geschwindigkeit einer historisch ebenso einmaligen Intensität an Veränderung der Grundmuster unseres Zusammenlebens aus. Damit aber nicht genug: Ohne nennenswerte Verzögerung setzen wir auch die Gehirne unserer Kinder einer Flut an völlig neuen Reizen, Szenen und Unwirklichkeiten aus. Aber wenn sich Eltern dem verweigern, drohen ihre Kinder aus diesen virtuellen aber wirkungsmächtigen Kommunikationsnetzen herauszufallen. Und ist diese Sorge so ganz unberechtigt? Es geht ja nicht mehr nur um Videos und Computerspiele, sondern ein zunehmender Teil der Kommunikation läuft mittlerweile ausschließlich über digitale Wege ab. Wer daran nicht teilnimmt, kriegt von den Begegnungen der realen Welt, die gerade für unsere Kinder und Jugendlichen so wichtig sind, nichts mehr mit. So stellt uns die Beschäftigung mit der digitalen Welt nicht zuletzt auch die ethische Frage.

Aber auch die Art, Menge, Dichte und Zeitabfolge der ganz realen physikalischen Reize ist in seiner Auswirkung auf das menschliche Gehirn noch kaum erforscht. Und doch setzen wir auch die unreifen Gehirne junger Menschen recht ungebremst diesen Phänomenen aus. Angesichts unserer sonst so schnell anspringenden Sorgen um Umwelt und Zukunft erstaunt es, wie angstfrei mit dieser Entwicklung umgegangen wird. Was macht die digitale Welt so anziehend, welche wirklichen Vorteile bietet sie ihren Nutzern, dass wir sie allen kritischen Gedanken zum Trotz so ungebremst in unser Leben lassen?

Vielleicht sind es gerade die globalen Vernetzungen, welche Zensuren umgehen können, und die globale Informationsvermittlung, also Wikipedia und co., deren Erscheinungen im Netz uns die Zuversicht geben, von diesen Entwicklungen letztlich profitieren zu können. Abgesehen von der oben erwähnten ethischen Dimension wird also auch hier das Gebiet der Philosophie berührt, geht es doch einerseits um die Methoden der Erkenntnis und andererseits um die Frage, wie sich die menschlichen Gesellschaften angesichts dieser „neuen Welt“ entwickeln werden.

Wir sind gespannt, welche Beiträge uns zu diesem Thema erreichen, und hoffen darauf, auch kontroverse Ansätze einander gegenüber stellen zu können.

Joachim Heil und Wolfgang Eirund